



P. o. germ.

1930 ^{fr} (3)

Frenzel

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lese-

geld für jeden Band täglich . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt

9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstensefeldergasse Nr. 8 in München.

25165,

dypl

<36634160050010

<36634160050010

E
Bayer. Staatsbibliothek



Papst Ganganelli.

Ein historischer Roman in fünf Büchern

von

Karl Frenzel.

Dritter Band.



Berlin.

Verlag von Louis Gerschel.

1864.





Viertes Buch.



I.

Auf einem der Abhänge des Biminalischen Hügels, im östlichen Theile der Stadt, lag das kleine Haus, das Reinhold nun schon seit zwei Jahren bewohnte. In seinem Aeußern vernachlässigt, enthielt es doch nach dem Garten zu einige Zimmer und einen größern Saal, die erträglich erhalten waren und allmählig durch Reinhold's Sorge ein wohnliches Aussehen gewonnen hatten. Auch der Garten war nur von geringem Umfang: ein Rasenplatz mit einem halbzerstörten Springbrunnen, der nicht mehr sprudelte, von dem allein ein Theil der Schale und der verstümmelte Triton übrig geblieben; aber dahinter, nach der Mauer zu, erhoben sich vier mächtige Pinien, die an Schönheit und Alter mit den berühmten Bäumen in der Villa Pamfili wetteifern konnten. In ihrem Schatten war Reinhold's Lieblingsplatz. Er hatte dort eine Bank aufrichten lassen, einige

Hermen, die er angekauft, zwischen den Bäumen aufgestellt und einige Trümmer von Säulenkapitälern und Architraven über den Rasen gestreut und so ein künstliches Bild der Zerstörung geschaffen. Wilder Cleander sproßte an der Wand des Hauses und gut gezogener Epheu umspann den Balken. Von ihm aus vermochte Reinhold gerade in den prächtigen, blumenreichen Garten der Villa Aldobrandini hinabzuschauen, die unterhalb seines Hauses lag. Die Palme, die dort an der Mauer noch heutigen Tages den Vorüberwandelnden wie mit geheimem Grusse einlädt, durch das Portal zu treten, winkte auch ihm, aus ihren Zweigen wehten auch ihm Träume aus dem Morgenlande herüber . . .

Bei seiner Abreise aus der Vaterstadt hatte Reinhold etwa nur ein Jahr zu seinem römischen Aufenthalt bestimmt. Aber der Reiz der „ewigen“ Stadt, doppelt mächtig für deutsche Idealisten im vergangenen Jahrhundert, hielt ihn fester, als er gedacht. Wäre eine zwingende Pflicht an ihn herangetreten, so würde er sich diesem Zauber entzogen und die römischen Hügel verlassen haben. So aber war er frei, unabhängig nach jeder Seite hin: er lebte sich immer tiefer in seine Studien und in Rom ein. Verhältnisse, Verwicklungen kamen hinzu, die ihm die Heimkehr schwierig, ja fast unmöglich machten. Sunigere Freundschaften, als er sie im Norden gekannt, fesselten ihn im Süden.

Obgleich Danzig dem Rechte nach zur polnischen Republik gehörte, berührte ihn das Verhängniß dieses Reiches wenig. Die deutschen Patricier der Stadt hatten keine Neigung zu dem polnischen Adel, dessen Rohheit und beständige Feindschaft unter einander viel größere Schuld als Friedrich's II. Ehrgeiz und Katharina's Ländersucht an dem Unheil des Landes trugen. Wenn eine Nation ihr Schicksal verdient hat, so ist es damals die polnische gewesen und am wenigsten fiel es Reinhold ein, der die „polnische Wirthschaft“ in der Nähe gesehen, in thörichter Sentimentalität, wie es seitdem unter den Deutschen Sitte geworden, über den „Untergang der edlen Sarmaten“ zu klagen. Da bei jener ersten Theilung Danzig noch nicht von den Preußen besetzt wurde, sondern seine Unabhängigkeit und reichsstädtische Verfassung behielt, fühlte sich Reinhold von jenen „kimmerischen“ Ereignissen, wie sie Minardi nannte, nur flüchtig berührt, ihm galt die Bildung und Veredelung des eigenen Ich's zu jenem griechischen Ideal des Schönen und Guten höher, als jede politische Angelegenheit und Entwicklung.

Es war in den ersten Morgenstunden eines Julitages. Noch wehte die Luft kühl und erfrischend. Reinhold hatte den Saal, den er zu einem Atelier eingerichtet, verlassen und ging im Schatten seiner Pinien

auf und nieder. Eben war er mit der kleinen Marmorstatue eines Genius fertig geworden, die der Papst von ihm gewünscht, da ihm seine Büste von Steinbrecher außerordentlich befriedigt; nicht fertig, sagte er zu sich selbst, indem er den Meißel aus der Hand legte, aber müde. Mit diesem Gedanken war er hinabgegangen und spannt ihn im Wandeln weiter. Lange genug für das, was er erreicht, hatte ihn die Arbeit beschäftigt, künstlerisch, in jedem Sinne Vollendetes zu schaffen, glaubte er sich nicht berufen und war auch wohl im Grunde nicht begabt dazu. Nicht aus innerem, unbezwinglichen Drange, mehr in der Absicht, das vorhandene Schöne der zeichnenden Künste nachzubilden zu eigenem Vergnügen und Genuß, hatte er sie erlernt und für die Bildhauerei eine gewisse Vorliebe im Arbeiten gewonnen. Wenn er das jetzt überdachte und die Kluft, die zwischen dem Gebilde seiner Phantasie und dem Werke seiner Hände lag, ihm immer größer erschien, tadelte er die vorschnelle Bereitwilligkeit, mit der er dem Wunsche des Papstes entgegengekommen, und klagte sich selbst der Eitelkeit an. Aber das Geschehene war nun einmal nicht zu ändern und das Zeugniß konnte er sich geben, daß es ihm weder an gutem Willen noch an Ausdauer gefehlt habe. Noch heute wollte er die Statue in den Quirinal hinüberschaffen lassen — mag der Papst damit nach seinem

Belieben verfahren, meinte er, ich bin der Sorge ledig und von dem Anblick einer Arbeit befreit, die mich mehr quält, als sie mir Freude bereitet. Darüber versank er in noch tieferes Träumen, er setzte sich auf die Bank unter den Pinien. Ein Wendepunkt seines Lebens war eingetreten. Vor drei Tagen hatte er Agathen seine Liebe eingestanden. Nicht bei einem plötzlichen Ereigniß, einer unwillkürlichen und vorher nicht geahnten Aufwallung war ihm das Bekenntniß entschlüpft, wie er auch zurück sann, er konnte das Bestimmende nicht entdecken, das ihm das Wort aus dem Herzen auf die Lippen gedrängt. Wie so oft, hatte er auch an jenem Abend mit ihr zusammen gegessen, sie war stiller und verschlossener als sonst gewesen. Anfänglich hatte er es auf die Sorge geschoben, die ihr die Krankheit Erich's bereitete; denn seit dem heftigen Blutsturz, der ihn in der Nacht, als Andrea durch Wolf's Kugel fiel, erfaßt, war es mit dem Grafen niedergegangen. Mit vieler Mühe und Beschwer war in den Herbstmonaten des vergangenen Jahres die Ueberfiedelung des gräflichen Ehepaar's von Ariccia nach Rom geschehen. Nur selten und auf kurze Zeit verließ noch Erich seinen Armstuhl, um einen Gang durch das Zimmer zu machen oder im Wagen nach dem Monte Pincio langsam hinaufzufahren. Selbst der Leibarzt des Papstes hatte die Hoffnung, ihm ein trauriges Leben noch einige

Jahre zu fristen, aufgegeben, er stirbt am Herbstwinde, sagte er Reinhold auf dessen Frage. In tiefer Zurückgezogenheit verlebte Agathe den Winter, kaum daß sie ein und ein anderes Mal im Hause der Fürstin, in der Gesellschaft der Ghigi's erschien. An jenem Abend nun glaubte Reinhold, die Verstimmung und Dürsterkeit der jungen Frau entspränge aus ihrer schrecklichen und beklagenswerthen Lage, die sich ihr heute besonders schmerzlich vielleicht aufgedrängt habe. Sollte sie, an die Seite eines Mannes gekettet, den sie weder lieben noch achten konnte, nicht aufschreien dürfen? Ihm war es, als ruhe der dunkle Schatten der Reue, daß sie nicht schon vor Jahren dies unselige Band gelöst, auf ihrem Gesichte. Ihr Auge hatte den sanften Glanz verloren und jenen stechenden Blick angenommen, den er in ihren bösen Stunden zu Haimwald an ihr gesehen. Seine beruhigenden und tröstenden Worte übten diesmal keinen Einfluß auf ihre Stimmung; „was ist Tugend?“ fragte sie trotzig. „Entsagen und wieder Entsagen. Ich mag mich nicht mehr für Andere ohne Dank und Neigung aufopfern, nur sich in der Welt sehen, nur für sich dasein, das ist Tugend.“ So redete sie eine Weile heftig weiter, ohne auf seine Einwürfe zu achten. Ihre Bemerkungen wurden bitterer und spöttischer, endlich löste sich ihr Zorn und Schmerz

in ein wildes Weinen auf. Da hatte er ihr gesagt: „ich liebe Dich ja, Agathe, ich liebe Dich!“ . . .

Ihre Hände, ihre Haare hatte er geküßt, sie hatte zu seinen Füßen gesessen, das Haupt auf seine Knieen gelegt. War ihnen beiden noch ein Frühling bestimmt? Deffnete sich ihnen die Pforte einer glücklicheren Zukunft? Oder war jenes Geständniß für sie nur der Anfang neuer Bekümmernisse? neuer Gefahren? . . .

Die geheime Eifersucht, die Agathe immer gegen Faustina empfunden, war in jener Stunde wohl beruhigt, aber sie erwachte in der nächsten um so stärker. Ganz hätte sie den Geliebten nun von der Fürstin losreißen mögen und jede Wiedervereinigung beider unmöglich machen: Unwillig hatte sie es schon ertragen, daß er seine Freundschaft getheilt, aber sie erschrak vor dem Gedanken, die Freundin könne noch neben der Geliebten ihren Platz behaupten. Ein offener Bruch Reinhold's mit der Fürstin wäre nach ihrem Sinne gewesen, nur hatte er weniger, als je, einen Vorwand dazu. Am Tage nach seiner Verwundung hatte er trotz Faustina's Bitte ihren Palast verlassen: eine gewisse Kälte zwischen ihnen war die Folge davon. Während der Vergnügungen und Feste des Carnevals schien es Reinhold sogar, als begünstige Faustina den Grafen Dagobert, der den Winter in Neapel hatte zubringen wollen, aber schneller, als sie alle erwartet, aus der gepriesenen Stadt

zurückgekehrt war, da es ihm nicht mehr möglich sei, ohne seine Freunde zu leben. Auch Dagobert nahm das Verhältniß, das sich wieder zwischen ihm und Faustina anknüpfte, ernster als früher, die vornehme Nachlässigkeit, mit der er ihr bisher gehuldigt, seine weltmännische Geringschätzung der Frauen, sein Ueberdruß an Allem war einer herzlicheren Theilnahme und einer zärtlicheren Hingebung gewichen. So blieb Reinhold jede Auseinandersetzung mit der Fürstin erspart, ohne ihre Eitelkeit zu kränken, konnte er in den Schatzen treten, da Dagobert es diesmal mit seiner Werbung nicht nur auf ein eitles und flüchtiges Spiel abgesehen hatte. Die Verschiedenheit des Ranges und Glaubens hinderte jede Verbindung zwischen dem deutschen Bildhauer und der römischen Fürstin, anders war es mit Reichsgrafen. Leicht hätte Dagobert in seinem erklärten Unglauben sogar seine Religion, die uns, wie er sich ausdrückte, nicht angeboren, sondern willkürlich von Andern angetauft wird, einer Frau zur Liebe geändert. Was so verworren und dunkel Reinhold's Sinn lange bedrückt und ihm die rechte Freudeigkeit des Lebens geraubt, schien sich nun harmonisch lösen und lichten zu sollen.

Da flog von geschickter Hand geworfen ein Lorbeerzweig aus dem geöffneten Fenster seines Ateliers ihm, dem Sinnenden, fast auf das Haupt, seine Stirn be-

rührend fiel der Zweig zu Boden. Und wie Reinhold auffchaute, hörte er ein fröhliches Lachen und eilige Schritte, welche die Stiegen hinunterhüpften. In der Pforte des Hauses, die nach dem Garten führte, stand Faustina. Schon einmal hatte sie ihn so überrascht, damals war er trotzig davongegangen, heute lähmte ihn etwas . . . war es seine Liebe zu Agathe? Fühlte er sich darum der Fürstin gegenüber unfreier? Kaum konnte er sich von der Bank erheben und ihr die Hand zum Willkommen bieten.

Sie lachte noch immer. „Gefangen! Ja, Signor, uns Frauen überlistet man nicht so schnell, wie die Männer. Sie entschwanden in den letzten Wochen so ganz aus unserer Gesellschaft, daß ich dem Grafen sagte: Signor Reinhold arbeitet; der Dämon hat ihn gefaßt. Er behauptete zwar, Sie thäten nichts und wären faul wie alle Künstler, faul und launenvoll und eigensinnig. Aber ich habe Recht behalten, Sie haben die Statue für den Papst vollendet, eben stand ich bewundernd vor ihr.“

War das nun eine Lüge, wie sinnig war sie erfunden! Wie reizend sah die Lügnerin aus! Sie trug ein weißes, von einem goldenen Gürtel festgehaltenes Gewand, im Haar einen grünen Kranz.

„Meine Statue?“ erwiderte er. „So wenig bin ich damit zufrieden, daß ich sie am liebsten zerstören

möchte. Keinem meiner Freunde habe ich sie gezeigt. Sie sind die Erste, Frau Fürstin, die sich ihren Anblick" . .

„Groberte. Sagen Sie doch, was Sie wollen, aus Künstlergrille Ihr Werk herabsetzend, mich hat es entzückt und gerührt. Der Genius, im Begriff zum Himmel zu entschweben, der noch einmal mit schmerzlichen lächelndem Blick zur Erde sieht und die Siegespalme in seiner Hand halb zu ihr niederneigt: welch' ein sinniges Bild! So mag ein guter und großer Mensch aus dem Leben scheiden. Die Statue wird einst ihren schönsten Stand auf dem Grabmal Ganganelli's erhalten.“

Reinhold antwortete nicht, wenig erfreute ihn ihr Lob, es verdross ihn eher. Sein Schweigen machte auch Faustina befangener, still hielt sie den Lorbeerzweig, den sie von der Erde aufgehoben, in ihrer Hand. Erst nach einer Weile sagte sie: „Er hätte ein besseres Loos verdient“, und warf ihn in die geborstene Schale des Springbrunnens. „Da mag er bei den andern Trümmern ruhen. Addio, Signor; ich hätte es freilich wissen sollen, daß man sich von dem nicht gern aufsuchen läßt, den man vermeidet.“

„Rein, Frau Fürstin,“ bat Reinhold, „so gehen Sie nicht von mir, nicht im Zorn. Ihre, mich überraschende Ankunft störte mich aus Träumen auf“ —

„Aus Träumen, die nicht mir und auch nicht den Mufen galten.“

„Wollen wir ehrliche Freunde sein?“ fragte er von einem plötzlichen Entschluß, ihr bängliches Verhältniß zu einander mit einem Wort zu schlichten, ergriffen.

Staunend ließ sie sich von ihm zu der Bank unter den Pinien geleiten, er setzte sich ihr gegenüber auf ein im Graze ruhendes Säulenstück. Nun fiel es ihm doch schwer, das, was er sich noch eben vorgenommen hatte, ihr zu sagen, in den passendsten Ausdruck zu kleiden.

„So lange ich Rom kenne“, begann er, „kenne ich Sie und in meiner Erinnerung werden sie beide zu einer hohen Gestalt verschmelzen. Wie man die Unsterblichen —“

Mit einem Lächeln unterbrach sie ihn.

„Sie sagen mir ohne Worte, daß ich ein Pedant und ein Narr bin,“ sagte er.

„Nicht das! Ein Verräther, ein Treulofer sind Sie. Länger können Sie sich nicht verbergen, Sie lieben Agathe Solms.“

Er hatte es ihr gestehen wollen, jetzt erschütterte es ihn, von ihr solch' Wort zu hören. Aber ahnungslos über den Aufruhr, der sich in ihrem Innern erhob, faßte er sich bald und nahm den Lorbeer aus der Schaal: „Wenn Sie um meine Liebe wußten, gab mir die Freundin diesen Zweig; als Symbol der Freundschaft soll er mir ewig theuer sein.“

„Und wenn nicht Freundschaft“, fragte sie hochmüthig und erglühend zugleich, „was hätte er anders bedeuten können?“

„Ach“ — und Reinhold hoffte die Sache mit einem Scherze zu beendigen — „die Frauen pflegen einen Märtyrer und einen Liebling zu haben und ich fürchtete, Sie würden mich mit dem Zweig zu Ihrem Märtyrer weihen.“

„Sie spotten; so recht, das ist der Lohn für meine Liebe und meine Thorheit.“ Sie schlug die Hände über das Gesicht und saß lautlos. Einen harten Streit kämpften Stolz und Leidenschaft in ihr, aber die Neigung war mächtiger. Hastig sprang sie auf und rief: „Treuloser! Verstelle Dich doch nicht, als glaubtest Du, daß mein Herz einem Andern als Dir gehörte, einem Andern nur die kleinste Faser meines Herzens. Du hast nicht den Muth mir in's Auge zu sehen und diese Lästerung auszusprechen. In Schweigen hüllst Du Dich vor mir. Aber bei ihr bist Du beredt, ihr kannst Du schmeicheln, zu ihren Füßen liegst Du! Warum wahrte ich Augen und Sinn nicht besser vor Dir? Welch' einen Zauber besitzt nur diese Frau, Dich zu bestricken? Ist sie schöner als ich? Rede doch! Aber Du liebst mich nicht mehr. Mein böser Engel hat sie nach Rom geführt, mit ihrem bösen Auge hat sie mich angeschaut und mein Glück und Deine Liebe sind zerronnen. Du

bist so stolz, was ist Dir meine Neigung? Hast Du je meiner Thränen geachtet? Wir verzehren uns in wilden Schmerzen um euch, ihr habt nicht ein Wort, nicht einmal des Mitleids Blick für uns. Ein Barbar bist Du, ein Herz, das Dir entgegenschmachtet, zertrittst Du, ein Herz, Du Stolzer, so liebend, wie Du kein zweites finden wirst.“ Ein krampfhaftes Schluchzen hemmte die Fluth ihrer Vorwürfe, hochaufgerichtet stand sie, wild griff sie in ihre Locken und riß den Kranz heraus.

Anfangs hatte die Hestigkeit ihrer Rede Reinhold erschreckt und ihm in seiner Bestürzung keine Erwiderung gestattet, allein das Maßlose ihrer Anklage gab ihm seine Ruhe wieder. So schuldig war er nicht, wie sie ihn darstellen wollte. Ernstes Blickes näherte er sich ihr und sagte: „Was hilft es mir, Frau Fürstin, Ihre Vorwürfe zurückzuweisen? Sie würden darin nur eine neue Herzlosigkeit sehen. Ich möchte Sie eher bitten: lassen Sie uns nicht so von einander scheiden. Ich spiele eine unglückliche Rolle Ihnen gegenüber, ich täusche mich nicht, und ein Anderer würde Ihnen nicht Rede stehen. Aber ich habe Sie nie zu den Alltagsgeschöpfen gezählt, mir ist Faustina Odescalchi immer mehr als nur eine schöne Frau gewesen. Den edeln Sinn und die hohe Seele der Faustina, die ich kenne,

wird eine blinde Leidenschaft nicht verwirren und trüben. Darum bleibe ich" —

„Du bleibst, weil Du über mich lachst! Um ihr zu erzählen, welch' ein klägliches Schauspiel meiner Schwäche ich Dir gegeben, um bei ihr über meine Demüthigung zu triumphiren! Wie ist es leicht, Mäßigung zu predigen, wenn man nicht liebt! Nicht liebt — o tausendmal schlimmer, Du liebst eine Andere! Aber ich werde sie vernichten, diese Frau, die Verhaftete!" Und ein wilder Fluch entfuhr ihr. „Du sollst nicht glücklich mit ihr sein und müßte ich sie bis jenseit der Berge verfolgen. Sei sie verstoßen von Deinem und Gottes Antlitz!"

Mehr und mehr war sie zu einer drohenden Furie geworden. Und Reinhold, der in dieser Stunde jede Verständigung abgebrochen sah, grüßte mit kurzem Kopfnicken und wandte sich dem Hause zu. Die Lippen zusammennepressend, die Augen starr, stürzte sie ihm nach, sie wollte sich an ihn drängen, seinen Hals mit ihren Armen umschlingen, er blickte sie nur halb von der Seite an und sagte, sie abwehrend: „Meduje!"

Das war das Ende; während er die Gartenthür erreichte, sank sie kraftlos auf den Rasen nieder, dort wo er auf dem Säulenschafte gesessen . . . „Und ich liebe ihn namenlos", schluchzte sie . . .

So lag sie lange, weinend, Rache schwörend, Pläne des Hasses ersinnend und wieder weinend, seufzend, schmerzverloren, als Reinhold schon, wie im Sturm-
lauf, an der Villa Aldobrandini und dem Garten der Colonna's vorüber, nach der innern Stadt eilte. Ein Ziel hatte er nicht, nur so weit er konnte, floh er von ihr. Wenn ihm Dagobert begegnet wäre, würde er lachend „Aeneas!“ gerufen haben. Aeneas, der vor Dido flieht. Belastet war auch Reinhold's Gewissen: warum hast Du mit dem Feuer gespielt? mußte er sich sagen. Wenn er Faustina je geliebt und sie jetzt treulos verlassen, ihr Zorn hätte nicht größer sein können. Was hatte ihm nun seine philosophische Ruhe und das kategorische Muß der Pflicht, ihre strengste Erfüllung genügt? Diese Betrachtungen wurden in der Nähe des Venetianischen Platzes von dem Lärm und Brausen einer Menschenmenge unterbrochen. Reinhold erblickte den Wagen des Papstes mitten im Gewühl. Jetzt hielt die Carosse, der Papst stieg aus. „Gviva, Gviva!“ schrie das Volk. „Er ist doch ein guter Mann! Ein würdiger Priester!“ . . Wenn unsere Seele von höchster Freude oder tiefstem Schmerz ganz erfüllt ist, wenn es scheint, als müßten all' unsere andern Fähigkeiten der Sinne wie des Denkens und Empfindens in dieser einen untergegangen und die Außenwelt für uns ein leeres Blatt sein, dann genügt oft die leiseste

Bewegung eines Blattes, unsern Gedanken eine andere Richtung zu geben, und was uns selbst trotz aller Anstrengung nicht gelingen wollte, ein trauriges Ereigniß aus unserer Phantasie zu verbannen, das gelingt dem Sandkorn, das zufällig schärfer als sonst unter unserm Fuße knirscht.

So geschah es auch Reinhold. Er sah den Papst, von der Menge umringt, nach der Gasse einlenken, die *Bia del Gesù* heißt; „eine Frau ist ermordet, am hellen Tage“, sagte neben ihm einer aus dem Volke: das verdrängte die Erinnerung an den qualvollen Auftritt, den er eben mit der Fürstin erlebt. „Wer ist ermordet? Wohin geht der Papst?“ fragte er. Alle, die seine Frage hörten, wollten ihm Auskunft ertheilen, Jeder wußte die Begebenheit besser und ausführlicher als der Andere. Dies schien die Wahrheit zu sein: eine reiche, junge Frau, unverheirathet, die gegenüber dem venetianischen Palaste wohnte, war vor einer Stunde von einem oder mehreren Banditen überfallen worden, gerade als ihre beiden Dienerinnen sich außerhalb des Hauses befanden; ein Dolchstoß hatte sie tödtlich verwundet, ihr Geschrei hatte die Hausbewohner herbeigerufen, ob die Mörder ergriffen oder entkommen, blieb unentschieden. Die Sterbende hatte nach einem Priester verlangt, um die letzte Absolution und das Sacrament zu empfangen, aber die Jesuiten, nach deren Hause man

geschickt, hätten sich geweigert, diese Bitte zu erfüllen; der frühere Beichtvater der Frau, der berühmte Jesuitenprediger Baldassare Capponi habe ihre Beichte nicht hören wollen, wieder war der eigentliche Grund seiner Ablehnung aus den verschiedenen Mittheilungen nicht zu erkennen. Während nun die Freunde der Verwundeten zu einem andern Priester geeilt, sei der Papst des Weges dahergekommen, habe nach der Ursache des Zusammenlaufs geforscht und sei, als er sie erfahren, aus seinem Wagen gestiegen, um selbst die Beichte der Sterbenden zu vernehmen und ihr den Trost der Kirche zu spenden . . Diese Sterbende, keinen Augenblick konnte Reinhold daran zweifeln, es war Maddalena Allori. Wie ihm hatten auch ihr die Freunde Andrea's den Tod geschworen, weil sie ihnen beiden den Untergang ihres Führers zuschrieben. Ihn hatte bisher das Glück bewahrt, an ihr war die Blutrache vollzogen worden. Vielleicht mochte auch das Gerücht von den Schätzen, die Maddalena besitzen sollte, die Mord- und Raublust der Banditen noch mehr gereizt haben. Voll tiefen Mitleids für das unglückliche Mädchen, deren kurzes Leben einen so jähen Wechsel von Wonne und Leid, voll bacchantischer Lust und entsagender Frömmigkeit, voll Rausch und Buße umschloß und jetzt einen so blutigen Ausgang gefunden, eilte Reinhold über den Platz, um, wenn es möglich wäre, in das Haus und

zu ihr zu gelangen. Aber der Papst hatte es betreten, ehe Reinhold an die Ecke der Via del Gesù kam. Die Thüren waren geschlossen worden und einige Sbirren, die davor Posten gefaßt, ließen Niemand mehr hinein. Noch lagen einige alte Männer und Frauen auf den Knien, auf die sie, als der Papst den Segen spendend durch ihre Reihen geschritten, niedergesunken waren, und beteten. Alle waren still geworden in der Nähe des Todes und blickten nur zu den Fenstern des Hauses empor. Da stieg ein bleicher, noch jugendlicher Mann in der Tracht der Jesuiten auf die Rampe vor dem Palast der Republik, das Feuer des Schwärmers glühte in seinen eingesunkenen dunkeln Augen.

„Laßt doch die Todten ihre Todten begraben“, sagte er und seine Stimme, wie sie dumpf und hohl über die Menge hingrollte, übte eine eigenthümliche Wirkung in dem tiefen Schweigen umher. „Ein Weib stirbt da und ihr klagt! Ein Weib, die viel gesündigt und auf Erden kaum Zeit hatte, das Gedächtniß ihrer Vergehungen durch Reue und Beknirschung wegzutilzen — und ihr klagt und jammert! Ueber das reine fleckenlose Opferlamm aber, das von der Hand des Hohenpriesters fallen soll, weinet ihr nicht. Ihr seht zu, wie Jesus Christus auf's Neue in seinem Orden verspottet, geißelt und gekreuzigt wird“ . . . „Es ist Pater Capponi, der predigt“, ging es im leisen Gemurmeln von Mund zu

Mund. „Still doch, still! hört ihn!“ Indem begannen die Glocken der Kirche del Gesù ihr großartiges, feierliches Geläut; sie verkündigten den Beginn der Feier, die alljährlich vom 21. Juli an neun Tage lang das Andenken des heiligen Ignatius ehrt. Und wie von ihren eintönigen, melancholischen Klängen begeistert, erhob Capponi lauter seiner Stimme: „Auch hier ist ein heiliger Boden, eine Erde für Märtyrer. Zehntausend und aber zehntausend bluteten und starben hier für den Glauben. Seht hin! der Papst zeigt den ehrwürdigen General des Ordens den Königen Europa's und ruft: „ecce homo!“ Und nun schreien die Könige von Portugal und Spanien, von Frankreich und Neapel, wie einst die Juden vor der Gerichtsstätte des Pilatus: „An's Kreuz! An's Kreuz! Er ist des Todes schuldig. Wir haben ein Gesetz und nach diesem Gesetz muß er sterben.“ Der Papst antwortet: „Ich habe ihn geißeln lassen und eine Dornenkrone auf sein Haupt gesetzt, seid ihr zufrieden?“ „Nein“, antworten sie, „kreuzige ihn!“ Ist es nicht so, meine Brüder? Erzähle ich euch ein Märchen? Was ist in Bologna und Ferrara, in Ravenna und Modena geschehen? Unsere Häuser hat man geplündert, unsere Rektoren eingekerkert, unsern Brüdern haben Soldaten auf offenem Markte das Ordenskleid abgerissen. Und wer ist dieser Tempelschänder? Dieser neue Belsazar und Titus? Ist es ein Barbar,

ein König der Hunnen und Vandalen? Ist es ein Ketzer? Nein, nein! Streut Asche auf euer Haupt, ihr Christen, ein Cardinal der heiligen römischen Kirche ist es, der Cardinal Malvezzi, schlechter und verworfener als Nero und Diocletian. Er sagt, er besitze ein Breve des heiligen Vaters, das ihn zu solchem Thun ermächtigt, aber er hat es Niemanden gezeigt. Kann ein Vater befehlen, seine Söhne, seine schuldlosen Söhne zu tödten? Die alten heidnischen Götter, singt Virgil, hatten ihre Freude daran, daß die Römer sich gegenseitig bei Philippi erschlugen, aber kann Gott dulden, daß sein Statthalter seine Kirche zerbricht? Ihr seht die erhabene Kuppel der Peterkirche, fürchtet ihr nicht ihren Einsturz, wenn der Stein des Gewölbes herausgerissen und verworfen wird: der Orden unsers Herrn Jesus? Unglaube und Ketzerei erheben überall das Haupt, was aber wird aus der Heerde, wenn der Hirt die Hunde erschlägt? Eine Beute der Wölfe. Wehe! Wehe! rief der Herr unser Heiland über Jerusalem — und wenige Jahre nach seiner Kreuzigung fraß das Feuer die Stadt und den Tempel und das Schwert der Legionen die Einwohner. Denkt Ihr ein besseres Loos zu erwerben? Wehe dem Lande, darin die Ungerechtigkeit herrscht. Betet zu den Heiligen, daß sie Fürbitte für die Stadt am Throne der heiligen Jungfrau niederlegen, betet, daß Gott das Herz des heiligen

Vaters erleuchten möge, daß eine strahlende Wolke vor ihm wandle und ihm den Weg der Tugend und zum Himmel zeige, auf daß er nicht in die Schlingen des Satans falle. Groß ist die Macht des Dämons in dieser Zeit. Stolz flattert sein purpurrothes Banner in der Luft, alle Könige des Erdballs folgen ihm. Und hinter ihnen her ihre Höflinge, ihre Diener, ihre Krieger, Schaaren zu Roß und zu Fuß, unzählbarer als das Heer Sanherib's, da er gegen Jerusalem zog. Und das Volk? Ach! das Volk ist arm und dürftig; es hat keine Stätte, sein müdes Haupt hinzulegen, und kein Kleid, seine Blöße zu decken. Wie sollen die seiner achten, die selbst die Kirche ihres Schmuckes berauben? Vor den Händen der Könige ist nichts mehr sicher auf Erden, aber das Strafgericht Gottes wird sie ereilen, wie es Heliodorus im Tempel erreichte, das Strafgericht Gottes und der Völker. Da werden die Enkel in ihrem Blut den Hochmuth und die Sünden ihrer Väter bezahlen müssen.“ Hier machte der Redner eine Pause, als wolle er der Menge Zeit gönnen, seine Gedanken zu fassen, und sich selbst zu einer neuen Anstrengung sammeln.

Inzwischen saß Ganganelli, nicht ahnend, welch' Gewitter sich unten gegen ihn zusammenzog, am Sterbebett Maddalena's. Aber er war doch nicht der

erste Tröster der Unglücklichen, Agathe war ihm zuvorgekommen.

In der frühen Morgenstunde, in der Gasse wie auf dem venetianischen Plage regte sich noch schlaftrunken das erste erwachende Leben der Stadt, hatte Maddalena in dem Vorjaal ihrer Wohnung ein leises Geräusch gehört, aber nicht weiter darauf geachtet, in der Meinung, es rühre von einer Magd her, die dort aufräume. Sie selbst war eben aufgestanden und verrichtete vor einem kleinen Crucifix von Elfenbein, das an der Wand hing, ihre Andacht. Da ward die Thür ungestüm aufgerissen, zwei Männer stürzten sich auf sie, kaum konnte sie nach Hülfe rufen: bewußtlos, einen Dolchstich in der Brust, sank sie nieder. So fanden sie ihre Dienerinnen, die alten Leute, die über ihr wohnten; Maddalena hatte nur noch ein Verlangen, in dem Schooß der Kirche zu sterben und Agathe zu sehen, die einzige Frau, die ihr auf ihrem ganzen Lebenswege wie ein Engel des Lichts begegnet war. Der Priester kam nicht; Maddalena's Umgang mit der keizerlichen deutschen Gräfin, erklärte der Vater Capponi, habe ihm die Aufrichtigkeit ihrer Reue verdächtig gemacht, wohl aber erschien Agathe; von Sterbebett zu Sterbebett zu gehen, das schien ihre Bestimmung.

„Sieh, sieh,“ sagte darum der Papst, als er in

das Gemach trat, während seine Begleiter, der Prälat Macedonio und ein Kammerherr im Nebenzimmer blieben, „da hast Du ja schon einen weißen Engel an Deinem Lager sitzen, meine Tochter. Gottes Segen über Dich!“

Wie groß auch das Erstaunen Aller über die Leutseligkeit und Milde des Papstes sein mochte, die Nähe des Todes ließ es nicht zum Ausbruch kommen und zugleich erschien bei Ganganelli's Persönlichkeit Alles, was er that, so einfach, harmonisch, wie nothwendig, als könnte er gar nicht anders handeln.

Agathe rückte ihm einen Sessel an Maddalena's Bett, er nahm die Hand des Mädchens in die seine und da sie mit letzter Anstrengung sie ihm entziehen wollte und gebrochen schluchzte: „Ach, heiliger Vater, ich bin eine Verworfenne und eine große Sünderin,“ entgegnete er: „Ist es nicht der Weisheit und Tugend Anfang, wenn wir unsere Sünden erkennen? Heißt, sie erkennen, nicht für einen guten Menschen auch, sie bereuen? Und Deine Hand! Laß sie nur ruhig in der meinen. Hat nicht unser Herr seine heiligen Hände den Zöllnern gegeben und die Ehebrecherin aufgerichtet, die des Todes gewärtig vor den Stufen des Tempels kniete? Was kümmert Dich mein Kleid und der Fischerring an meinem Finger? Ich bin ein armer

Diener Gottes und da Du nach Gott gerufen, sollten seine Diener nicht zu Dir kommen?“

„Ja,“ flüsterte Maddalena wie in Verzückung, „Du bist mir der rechte Bote Gottes.“

„Mein Kind, sie sagen mir, Du würdest bald von den Schmerzen Deines Leibes und allem Leid der Erde erlöst sein. Die ruhig im Geiste sind, denen kann der Tod nichts anhaben. Nur denen wird das Sterben schwer, die in Lust oder Schuld noch am Irdischen hängen. Erleichtere Dein Herz, denke, ich sei Dein Freund ... haben wir arme Sterbliche einen bessern Freund als unsern Vater im Himmel?“

Alle, die im Gemache waren, traten weit vom Bette zurück ... das leise Geflüster des Mädchens und die eben so leise gesprochenen Antworten des Papstes waren die einzigen Töne, verfliegend, hingehaucht. Man hatte die Fenster dicht verhängt, nur ein Strahl der Morgensonne schlich sich hindurch, über Ganganelli's Haupt streifend. Und da nun auch draußen auf dem Platz jeder Lärm verstummt war, hatte diese Stille, dies Halbdunkel, dies junge, schöne, sterbende Mädchen, der Papst in seiner reichen Kleidung, die eine Sünden beichtend — denn die Kirche nennt Leben und Jugend Sünde — der andere Vergebung spendend ... hatte dies Alles im Verein einen eigenthümlichen, feierlichen und großartigen Ausdruck. Nicht

nur Agathe, auch die Andern, denen die Gebräuche ihrer Kirche und selbst der Papst eine gewohnte und fast alltägliche Erscheinung waren, empfanden die Gewalt dieses Eindrucks ...

„Absolvo te,“ sprach jetzt der Papst mit seiner sanften Stimme, ein wenig lauter, als vorher, die Formel, mit der die Sünde vom Haupte des Schuldigen genommen wird. „Aus der Tiefe des Glücks seufzt alle Creatur nach Frieden und der Gnade Gottes. Wie der Hirsch lechzt nach den Wasserbächen, so schmachtet die Seele nach dem erlösenden Worte. Suspiria de profundis: das ist das Leben. Du hast viel gelitten, meine Tochter, Dein Liebstes verloren und mußt in Deiner Jugendblüthe von der Erde scheiden. Aber Gott wird Dich gnädig anblicken und Dir barmherzig sein. Sei getrost im Glauben an die heilige Jungfrau. Niemand hast Du hienieden beleidigt und verlegt; die einzige, die Dir zürnen könnte, weil Deine Liebe ihren Bruder getödtet, ist die Gräfin und sie hat Dir vergeben“ ... er winkte Agathen, zu ihm heranzutreten, und legte ihre Hand in die Maddalena's: „Nicht wahr, Du trägst keinen Groll gegen sie im Herzen?“

„Heiliger Vater,“ erwiderte Agathe, „wir beten alle: und vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern.“

„Und um derenwillen,“ sagte Ganganelli halblaut vor sich hin, „wollten sie dem armen Kinde den letzten Trost rauben! Sie verdienen ihren Untergang, denn sie sind hochmüthigen Herzens.“

Darüber entstand eine Bewegung im Versaal, der herbeigerufene Priester nahte endlich mit dem Allerheiligsten ...

Zur selben Stunde saßen im Hause des Advokaten Achilli der General der Jesuiten und Minardi zusammen. In der Morgendämmerung hatte sich Ricci in einer Sänfte herübertragen lassen. In das Haus „zum Jesus“ wagte der Marchese nicht mehr zu kommen, die Vorsichtsmaßregeln und die Strenge der Polizei hatten seit einigen Monaten ihren Höhepunkt erreicht, Alles erregte ihr Verdacht, Niemand von den Anhängern des Ordens fühlte sich nach dem gewaltsamen Verfahren des Cardinals Malvezzi gegen die Jesuiten in Bologna mehr vor Haussuchung und Verhaftung sicher. Dennoch war es durch die vielen Verbindungen, die von den vornehmsten Adelsgeschlechtern bis in die tiefsten Volksschichten hinab sich die Gesellschaft im Kirchenstaat erhalten, gelungen, trotz aller Verfolgung und Bedrückung, die wichtigsten Papiere und die Reichthümer des Ordens nach England und Rußland zu senden. „Sie werden die Arche leer finden,“ sagte Minardi, als er dem General den glücklichen Abgang

der letzten Sendung berichtete, die er selbst nach Livorno und dort auf ein englisches Schiff gebracht, „nichts von den Schätzen, die sie uns vorwerfen, keinen Streifen Papier, der uns anklage.“

„Wir thaten nichts Böses,“ verwies ihn Ricci; „wir haben die Heiden befehrt und die Ketzer bekriegt, wir haben gelebt und sterben nun zu Gottes Ruhm. Ich will nicht, so lange ich dies Kleid trage, daß ein Flecken, Staub oder Blut, darauf spritzt. Wohl weiß ich, daß viele unserer Brüder anders denken, daß sie, heißzornigen Geistes wie Sie, Minardi, Gewalt mit Gewalt vertreiben möchten. Als aber im Garten Gethsemane Petrus mit dem Schwerte nach dem Kriegsknecht schlug, heilte der Herr den Verwundeten. Diese Hände sind rein und sollen es bleiben. Sie sind in mich gedrungen, jene Schrift der Spanier zu veröffentlichen und als Ankläger gegen den Papst aufzutreten, ganz Europa würde sich für uns und wider den simonistischen Priester erklären. Du glaubst es nicht im Ernste, Minardi; der Orden und die Menschheit, wie sie geworden, wir verstehen einander nicht mehr. Die Fluth des Unglaubens ist im Steigen, sie überschwillt uns, sie wird auch den Stuhl des heiligen Petrus überschwemmen. Wie wir heute, wird ein Nachfolger dieses Ganganelli's nach hundert Jahren um Gottes Willen leiden; er wird

geschmäht, verfolgt und geschlagen werden wie wir. Ausblasen, wie eine Kerze, wird der Sturm der Empörung sein Reich und seine Macht. Denn erst muß der Antichrist herrschen, ehe Christus wieder auf Erden erscheint. Warum sollten wir die Kirche beschimpfen und doch keinen Vortheil davon haben? Nein, diese Schrift ist nichts für uns, sie beweist nur, was wir längst mit schmerzzerzissenem Herzen geahnt, daß man uns verkauft hat, wie Judas Ischarioth den Heiland verkaufte um dreißig Silberlinge, verkauft für die Liara! In künftigen Zeiten wird ein neuer Dante diesen Ganganelli die Strafe des Ischarioth leiden lassen ... in künftigen, gläubigeren Tagen! Du wirst diese Rolle in des Papstes Hand geben, wohin sie gehört — er handle dann, wie er kann und darf — er, der Statthalter Gottes, vom Dämon erwählt! Es ist, wie ich darauf geschrieben, das Geschenk des Bruders Lorenzo Ricci an den Bruder Lorenzo Ganganelli. Hienieden ist der Streit zwischen uns nicht zu schlichten, nur vor Gottes Thron. Dort werde ich ihm am Tage des Gerichts zurufen: Ischarioth! Ischarioth!"

„Am jüngsten Tage — Du läßt ihm lange Ruhe, ehrwürdiger Vater.“

„Auch Du bist vom Zweifel angesteckt, Minardi, und trauest der ewigen Gerechtigkeit nicht. Durch

Prüfungen soll der Orden geläutert werden, die Schwachen werden ihn verlassen und nur die Starke bei ihm aushalten. Im Stolz haben wir uns überhoben und gefragt: was ist Rom ohne uns? Dafür züchtigt uns der Herr; er braucht keines irdischen Armes zur Vertheidigung seiner Herrlichkeit. In einer neuen Sündfluth werden Könige und Priester vergehen, damit seine Allmacht wieder offenbar werde. Wie die Dornen an den Dornbüschen läßt er die Disteln des Unglaubens wachsen. Unterwirf ihm auch Deinen Zorn und Haß, mein Sohn, Er währt ewiglich."

„Aber“ es ist nicht geschrieben, daß wir die Schwerter in die Scheide stecken und fliehen sollen; nicht den Frieden, den Krieg bringe ich in die Welt, hat Jesus gesagt. Ich erhebe keinen Vorwurf gegen Dich, ehrwürdiger Vater, denn wir sind Dir alle zum Gehorsam verpflichtet, aber ich verberge Dir nicht, was Viele denken: Entschlossenheit und Muth hätte den Orden gerettet. Alle Wege zum heiligen Vater sind uns versperrt, klagen die Jesuiten, haben sie es versucht, sich nur einen einzigen zu öffnen? Warum benutzten wir den Aufbruch im vergangenen Herbst nicht besser? Aus Bologna schrieb man uns, wie erzürnt das Volk gegen den Cardinal Malvezzi gewesen, warum waren wir nicht der Funke, der in die Pulvertonne fährt? Schau hin, wie lautlos die Römer den

Worten Capponi's lauschen, sie sind uns geneigt, es bedarf nur zweier, dreier solcher Predigten, einer Hand voll Goldstücke und die ganze Stadt erhebt sich im Aufruhr nach dem Quirinal und fordert von dem geängstigten Papste eine neue Bestätigung des Ordens."

"Nach mir — nach mir!" Ricci hatte seine Hände gefaltet. „Der Weg der Gewalt ist nicht der meine. Laßt mich erst sterben, Minardi! Nach mir wird Euch Niemand hindern, nicht einmal Euer eigenes Gewissen. Das Recht verschwindet aus der Welt und die Gewalt setzt sich an seine Stelle. Andere Menschen kommen herauf, Menschen des Schwertes . . . Genug, diesmal werdet Ihr mir noch gehorchen," und er erhob sich auf seinem Stabe, in ernstester, gebieterischer Haltung — es war doch in Wahrheit, wie Diderot im Spotte über ihn ausgerufen hat, als bedeckte die dreieckige Mütze das Haupt eines Herrschers. „Diese Schrift soll der Papst noch heute erhalten" —

„Wie Du befehlst," entgegnete der Marchese.

In diesem Augenblick ward an die Thür geklopft und Achilli trat ein. „Der Priester mit dem Sakrament ist gekommen," sagte er, „und der Papst wird das Haus vermuthlich bald verlassen. Auf dem Platz ist ein unabsehbliches Gewühl, Capponi redet noch immer, mit der Begeisterung des heiligen Ignatius. O, der Papst wird schöne Dinge hören müssen."

Ricci stand in der Mitte des Zimmers still. „Scharioth!“ murmelte er.

„Wird er sich zu einer That aufraffen?“ Eine Sekunde hoffte es Minardi; dann aber sank die Gestalt des alten Mannes wieder in sich zusammen. „Erinnert Ihr Euch der Prophezeiung, die der heilige Franziscus Borgia über uns gethan? Es wird die Zeit kommen, wo Ihr Euerm Stolz und Eurer Ehrfucht keine Grenzen mehr setzen, wo Ihr, statt Tugenden zu üben, Schätze ansammeln werdet; dann wird es keine Macht auf Erden geben, die Euch zu Eurer ersten Vollkommenheit zurückführen könnte - und wenn es möglich ist, Euch zu vernichten, wird man Euch vernichten! Ja — vernichten!“

Während er redete, hatte er die Augen auf den Boden gerichtet, jetzt als er sie aufschlug, sah er, daß Minardi hinausgegangen und Achilli, wenig bekümmert um ihn, am Fenster stand, um das Schauspiel auf der Straße zu betrachten. Unwillig stampfte er mit seinem Stabe, aber der Advokat blickte sich kaum um und Ricci schlug an seine Stirn: „Ich bin ihnen nichts mehr — ein Schwäger und ein alter Mann!“ Mühsam wankte er zu seinem Sessel . . . die Macht, die er so lange gehalten, entschlüpfte ihm; in ihm, würde ein Beobachter gefunden haben, verkörperte sich die Hinfälligkeit des Ordens; beide, die Gesellschaft wie ihr General, hatten sich überlebt.

Doch sein letzter Wille sollte noch erfüllt werden. Der Marchese war in die Gasse hinuntergeeilt, nachsinnend, wie er die Rolle als eine Bittschrift am sichersten in die Hände des Papstes bringen könne. Capponi predigte noch vor dem venetianischen Palaste; an der Schilderung des drohenden Unheils, das die Stadt nach der Aufhebung der Jesuiten treffen würde, bezauberte sich seine eigene Phantasie. Noch in unsern Tagen sind die Jesuitenprediger am ergreifendsten und erheben sich zu einem gewissen rednerischen Pathos, wenn sie die Höllenstrafen ihren Zuhörern mit Dante's Farben malen. Glauben sie dann das Gemüth auf das Tiefste erschüttert, den menschlichen Hochmuth zerknirscht zu haben, suchen sie die Wunden, die sie geschlagen, wieder zu heilen. Aus dem Füllhorn göttlicher Gnade, aus dem Schatz der Heiligen lassen sie Himmelsmanna und Sonnenregen auf die verschmachten Seelen träufeln: das Paradies thut sich auf, da rauschen die vier Ströme Edens, der Baum des Lebens blüht, von keiner Schlange umringelt, auf goldenen und purpurnen Wolken sitzen die Engel, psalmensingend und harfenspielend. Es ist der Grundzug des jesuitischen Wesens, immer die Phantasie und die Sinnlichkeit anzuregen, zu überreizen und die Vernunft zu ersticken. So verfuhr schon die Stifter des Ordens; einige wie Loyola und Xaver waren ehrliche Schwärmer,

heroische Narren, welche die ganze Welt zu ihrer Narrheit bekehren wollten, andere, staatskluge, rechnende, ehrgeizige Menschen, wie Lainez, der die Regel ausgearbeitet, machten die Narrheit mit, weil sie darin ein glückliches Mittel zur Unterjochung des menschlichen Geistes erkannten. Die Dummheit und der Furcht: sie sichern den Priestern und den Königen ihre Herrschaft. An Minardi's Ohr hallten Capponi's Worte, die Ausbrüche seiner Begeisterung unvernommen vorüber, er betrachtete einen nach dem andern der Umherstehenden, um den für seinen Zweck geeignetsten Mann herauszufinden, aber es sagte ihm weder die Haltung dieses noch das Gesicht jenes zu. Um zu dem Wagen zu gelangen, der wegen der Enge der Gasse mit seiner Bedeckung von Nobelgardisten auf dem Platze hielt, mußte der Papst durch die Volksmenge schreiten. Viele würden sich da an ihn drängen und ihn mit ihren Bitten belästigen, es war nur zu gewiß, daß er die Rolle, wenn sie ihm ein Unbekannter überreichte, seinen Begleitern geben, und selbst nie Kenntniß von ihrem Inhalt erhalten würde. Wie der Marchese so umherblickte, fiel ihm der Bildhauer auf, der unfern von ihm auf der Vorstufe eines Hauses einen günstigen Platz erobert und über die Menge an Größe und Stattlichkeit hervorragte ... ob du ihn zu deinem Boten wählst? dachte er; da fühlte er sich von

einer fremden Hand berührt, er wandte den Kopf . . . er hatte seinen Mann.

Das Portal von Maddalena's Haus wurde geöffnet, die Schirren und die Diener des Papstes trieben das Volk zur Seite. Auf dem Platze verstummte die Predigt Capponi's, der Hauptmann der Nobelgarde hatte ihm Schweigen gebieten lassen. Nur die Glocken der Kirche del Gesù läuteten noch, wie mit traurig ernstem Klange.

Ganganelli hatte der sterbenden Maddalena seinen Segen ertheilt und den Priester mit dem Sakrament an ihr Bett geführt, ihm die weitere Sorge für die scheidende Seele lassend.

Im leisen Gespräch mit der Gräfin war er in den Vorssaal geschritten. Beide hatten sich seit Monaten nicht in der Nähe gesehen, der Papst ertheilte den fremden Gesandten keine Audienzen mehr und lebte in einer fast einsiedlerischen Abgeschlossenheit. In der Stadt hieß es, er arbeite mit Macedonio, Alfani und dem Kardinal Orsini an dem Decret der Aufhebung der Jesuiten; in der Besorgniß, daß man ihm nachstelle und Gift und Doldz gegen ihn bereit halte, sehe er Niemand; seine Erholung sei eine Spazierfahrt im geschlossenen Wagen oder ein Kegelspiel, das er mit dem Bruder Francesco im Garten des Quirinals treibe. Voll Mitleid und Scheu betrachtete ihn jetzt Agathe.

Seine Augen waren noch verschleierter, als sonst, eine sichtbare Unruhe beherrschte ihn. Der Sterbenden gegenüber hatte ihn seine Würde und Hoheit nicht verlassen, nun aber schien er wie erschöpft von der Anstrengung, die er sich angethan.

„Weine nicht, meine Tochter,“ sagte er zu Agathen, „wie so glücklich wird sie in Kurzem sein! Selig sind, die überwunden haben. Sie kennen weder Irrung noch Schuld mehr. Leidet Dein Gemahl noch immer?“

„Er leidet und auch mein Herz ist schwer bedrückt.“

Mit dem Ausdruck rührender Zärtlichkeit kehrte er sich zu ihr. „Was bekümmert Dich, meine Tochter? Sollen denn alle, die mir nahestehen, von Schmerzen heimgesucht werden? Kann ich Dir helfen?“

„Ich hätte viel mit Ihrer Heiligkeit zu sprechen, aber ich wage es nicht, Sie mit meinen Klagen zu belästigen.“

„Für Dich habe ich immer Muße. Die Staatsgeschäfte lassen das Herz leer und kalt. Auf den Höhen weht eisige Luft, es ist nicht gut, dort wohnen. Heut in der Abenddämmerung erwarte ich Dich. Ich werde Dir meine Blumen und Statuen zeigen, damit Du wieder froh wirst. Wir wollen von fröhlicheren Tagen reden, Du sollst mir von Deinem Vater erzählen . .

Was war das für ein Mann! So fest und entschlossen, stets auf demselben Wege des Rechts, nicht um Haarsbreite von ihm abweichend! Wenn wir alle seine Klarheit besäßen . . . daß er mir noch lebte! Leb' wohl, meine Tochter, bis zur Dämmerung." Einige Schritte ging er vor, dann wandte er sich noch einmal zurück: „Wo ist unjer Bildhauer und Philosoph geblieben? Arbeitet er fleißig?“

Agathe erröthete unter ihren Thränen: „Die Arbeit, die Ihre Heiligkeit ihm aufgetragen, nahe sich der Vollendung, sagte er neulich.“

„Ein glücklicher Mensch, der sich so im ruhigen und edeln Gleichgewicht hält, wie er. Ist es die Macht der Wahrheit? Und was ist Wahrheit?“ Plötzlich, wie von einer Eingebung berührt, fuhr er leicht zusammen, flüsterte dem Kammerherrn einige Worte zu und ging eiligen Schrittes hinaus. Gerade als er auf die Schwelle des Hauses trat, eudete das Glockengeläut . . . klagend, schaurig erstarben die Töne in der Luft.

„Wem gilt das Läuten?“ fragte der Papst, er war noch von seinen eigenen, stillen Gedanken ganz eingenommen.

„Dem heiligen Ignatius“, antwortete Macedonio.

Eine Weile schwieg Ganganelli, als sammle er sich zur Erkenntniß der Gegenwart . . . „Loyola!“ sagte er dann. „Es ist das Todtengeläut Deines Ordens.“

„Deinen Segen, heiliger Vater! Segne uns!“ rief das Volk, als es seiner ansichtig wurde und sank auf die Knie. Mitten zwischen den Knieenden bildete sich ein schmaler Durchgang. Einzelne sagten wohl: „Beschütze die Gesellschaft Jesu! Opfere sie nicht der Nachsucht der Könige auf“ — aber der Ruf: „Segne uns!“ übertönte diese Stimmen. Es würde ein anderer Lärm sein, dachte Minardi, wenn die lautesten Schreier ein Paar Goldstücke in der Tasche hätten; mit dem Glauben allein ist nichts mehr auszuführen. Jetzt richtete er sich hoch auf, sein Herz pochte stärker, der Papst nahte sich der Stelle, wo Gettore Tebaldi in der vordersten Reihe kniete, ein Papier emporhaltend.

„Was hast Du?“ Ganganelli beugte sich zu dem Jüngling herab.

Gettore richtete den Kopf, den er zur Erde gesenkt, in die Höhe, seine Gesicht flammte: „Gnade!“ stammelte er, von dem Blick des Papstes getroffen, und reichte ihm die Rolle hin.

„Armer, verlornen Knabe,“ murmelte Ganganelli und wieder zu dem Knieenden: „Ich werde Deine Bitte lesen, mein Kind! Bis dahin sei Gott mit Dir!“ Arglos nahm er das Papier . . und nun vorüber . . mit der Rechten segnend, in der Linken die Schrift, die ihn einer Todsünde, einer Sünde gegen den heiligen Geist verklagte . .

Was ist die Kirche? Ein Gaukelspiel, die Thoren und die Unmündigen zu blenden . . Mit welchen Dingen wird die Welt beherrscht, mit welchen Masken und welchen Lügen!

Es waren Betrachtungen, die durch Minardi's Kopf irrten, als die Kofse des Papstes über den venetianischen Platz stampften . . Ganganelli spendete noch immer aus dem niedergelassenen Wagenfenster den Segen.

II.

Die Angelegenheit der Jesuiten näherte sich ihrem Ende. In allen großen Entscheidungen ist es zuletzt mehr die Gewalt der Dinge als der Wille des Menschen, die den Ausgang herbeiführt. Eine Zeit lang scheint unser Plan, unsere Absicht das Ganze zu leiten und zu beherrschen, plötzlich sehen wir dann mit Schrecken, daß es uns entchlüpft, Macht über uns selbst gewinnt und uns zu Handlungen zwingt, von denen wir uns im Anfang, wer weiß wie weit entfernt wähten. Die Sache der Jesuiten ist ein solcher Stein gewesen, der langsam in's Rollen kam, einmal in Bewegung aber nicht aufzuhalten war.

Als der Vater Julius Cordara später die traurige Geschichte der Aufhebung seines Ordens schrieb, erzählte er: Clemens XIV. habe nur deshalb die Gesellschaft gleichsam mit Nadelstichen gequält, um sie hierdurch

vor dem gänzlichen Untergange zu bewahren, wie ja auch Pilatus den Heiland mit Ruthen schlagen ließ, um ihm die Hinrichtung zu ersparen. Diesen Gedanken, fährt er fort, sprach er gegen einen seiner wenigen Vertrauten, Carlo Vipera, einen Franziskanermönch aus; „soll ich glauben“, fragte ihn dieser, sein alter Klostergenosse und Freund, im Jahre 1772, „was das Gerücht verbreitet: daß in kurzer Zeit die Gesellschaft Jesu von einem aus der Familie des heiligen Franziskus hervorgehenden Papste aufgehoben werden würde?“ „Beruhige Dich“, antwortete Ganganelli, „nein, sie wird nicht geopfert werden, aber die Jesuiten müssen mit Schmerzen getränkt werden, wenn sie gerettet sein wollen.“ In seiner eigenen Sanftmuth und Unentschlossenheit mochte der Papst glauben, daß diese halben Maßregeln die Fürsten zufrieden stellen würden. Gedemüthigt, geschlagen, verspottet konnte der Orden weder Furcht noch Haß einflößen. Ueberall war sein Einfluß gebrochen, seine Schulen standen leer. Die Tage waren doch vorüber, wo am verdorrten Feigenbaum wieder Früchte reiften. Aber der lang angesammelte Zorn der Menschen wollte sich mit der Geißelung und der Dornenkrönung seines Opfers nicht begnügen. Im Geist war der Orden todt, er durfte auch dem Fleische nach nicht leben. Die einzige katholische Fürstin, die sich früher günstig für die Jesuiten ausgesprochen, Maria Theresia

von Oesterreich, hatten allmählig die Briefe des spanischen und französischen Königs für eine andere Anschauung gewonnen. Die Anekdote wird wenig mehr als eine Fabel sein, daß ihr Karl III., um sie von der Treulosigkeit der Jesuiten zu überzeugen, die Beichte geschickt habe, die sie ihrem Beichtvater vom Orden Jesu gethan und die dieser, angeblich nach der Vorschrift des heiligen Ignatius, nach Rom an den General berichtet: solcher Mittel brauchte es nicht einer alten Kaiserin gegenüber, die nichts mehr von dem Feuer ihrer Jugend besaß, neben der, erfüllt von den Gedanken einer besseren Zeit, voll schwärmender und zugleich ehrgeiziger Hoffnungen, ihr Sohn Joseph II. stand, deren Entscheidungen ein Minister wie Kaunitz leitete, der keinen Glauben hatte und im glücklichen, achtzehnten Jahrhundert es für das Handwerk eines Staatsmanns auch nicht für nöthig hielt, einen zu erheucheln. So wurde Ganganelli der Vorwand entrissen, den er zu seinem Schutze bisher angeführt: er könne einen Orden nicht aufheben, den die Kaiserin von Oesterreich beschütze . . .

Vielfach haben die Päpste das Recht beansprucht und ausgeübt, religiöse Gesellschaften zu schließen und aufzulösen. Wie Irrlehren aus dem Glauben, scheidet die Kirche auch aus ihrem äußeren Verbande aus, was nicht mehr ihr dient und ihren Zweck erfüllen hilft. Sie duldet keine Philosophen und keine Ketzer in ihrem

Schooß. Befand sie sich den Jesuiten gegenüber in derselben Lage? Wiederholt ist in Rom, zu verschiedenen Zeitläuften, von einer Reform des Ordens gesprochen worden. Karl III. ist nicht der erste spanische König, der sie gefordert hat; schon vor ihm hat Philipp II. über den Hochmuth, den Ehrgeiz und die Begierde dieser Mönche, sich in die Staatsangelegenheiten zu mischen, geklagt. Bei der allgemeinen Mißstimmung der katholischen Christenheit, bei der Verkommenheit des Ordens, dessen gerühmtes Erziehungssystem damals wie jetzt kaum den geringsten Anforderungen genügte, konnte die Kirche nichts Großes und Verdienstliches mehr von ihm erwarten. Die Missionen waren in Verfall gerathen, selbst in Südamerika, in Paraguay, hatten die Jesuiten weniger an die Befehrung der Indianer, als an die Aufrichtung eines Priesterstaats gedacht, dort trugen die frommen Väter über ihrem Jesuitenrock eine Schärpe, an der Seite einen Degen und drückten ihre Unterthanen nach dem Exercierreglement des Königs von Preußen. Für solches Aergerniß schien die Strafe nur zu wohl verdient. Nicht zum kleinsten Theil verdankte die Kirche den Haß, die Bitterkeiten und die Schmach, die sie trafen, dem Orden. Immer, so lange er besteht, wird er die Menge zur Erbitterung und zur Rache reizen. Die ihm jetzt angehören, tragen die Sündenschuld ihrer Vorgänger. Für alle Zeiten hat

der Name Jesuit einen Flecken, alles Falsche, Heimtückische, Tyrannische klingt uns aus ihm entgegen. Und nun seid tugendhaft, Priester im edelsten Sinne: nichts da! Das Blut der Bartholomäusnacht klebt auch an euren Händen. . Seid wahr, aufrichtig — ein Jesuit und . aufrichtig? Lehrt ihr nicht die Eide brechen? Ein Vorurtheil, sagt ihr, aber eher könnt ihr die Sonne am Himmel auslöschen, als dieß Vorurtheil in den Herzen der Menschen. Der römische Katholicismus hat zwei Gegner, die ihn vernichten werden: die Jesuiten und die weltliche Macht des Papstes. Weder die einen noch die anderen sind mit dem Geiste unseres Jahrhunderts zu vereinigen und je starrer die Kirche an ihnen festhält, um so mehr beschleunigt sie ihren Fall. Die Stimmen, die sich in ihr dawider erheben, werden lauter und lauter tönen, kein Bannfluch wird sie verstummen lassen. . Der arme, franke, bedauernswerthe Mann, der jetzt im Schutze französischer Bajonette sich den Nachfolger des Petrus nennt, ist das noch der Papst? Gregor VII., Innocenz III. . . die Weltbändiger und er! Schon die Vergleichung klingt wie Verhöhnung. Wie Viele glauben denn noch an ihn? Wie Viele, wenn sie die Hand auf das Herz legen, glauben überhaupt noch an die Dogmen des Christenthums?

„Wenn Dich Dein Auge ärgert, reiße es aus;“ an

diesen Spruch konnte Ganganelli sich erinnern, wenn er die Aufhebung des Ordens überdachte. Clemens V. hatte so den Ritterorden der Templer vernichtet und ihren Meister Jacob de Molay auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Aber in jenen Zeiten des Mittelalters, der Gewaltthätigkeit war man nicht mehr und das Gedächtniß Clemens' V. ist gebrandmarkt. Die Auflösung der Gesellschaft erschien doch wie ein Schwertstreich gegen die Kirche; fünf Päpste und mehr als hundert Cardinäle waren aus dem „römischen Collegium“ der Gesellschaft hervorgegangen; auf allen geistlichen Schlachtfeldern war seit zwei Jahrhunderten das Ordenskleid des heiligen Ignatius gewesen. Wurde mit dieser Gesellschaft nicht zugleich auch das Palladium Rom's vernichtet? So viele Päpste hatten sie bestätigt, gerühmt, auf dem Concil zu Trident war ihrer mit Lobeserhebungen wegen ihres Eifers „in der Bekehrung der Ungläubigen“ vor den versammelten Vätern gedacht worden. Ein entschlossener Geist wäre darüber hinweggeschritten — und es ist klar, daß der Papst sich Schmerzen und Unruhe erspart, hätte er am Tage nach seiner Wahl den Orden für erloschen erklärt. Je länger er zögerte, desto höher wuchsen die Bedenklichkeiten in ihm auf. Die Handlungsweise des Ordens, der sich selbst zur Unthätigkeit verurtheilte und mit gesenktem Haupt, sei es nun in Demuth oder Schuldbe-

wußtsein, den Tod zu erwarten schien, trug nicht dazu bei, die Zweifel Ganganelli's zu zerstreuen. Sie thaten nichts, was ihn zu einer Gewaltthat hätte bestimmen oder reizen können. „Man fragt,“ schrieb damals, im Jahre 1773, ein hervorragendes Mitglied der Gesellschaft, „weshalb die Jesuiten sich nicht rechtfertigen; sie vermögen in Rom nichts mehr. Alle mittelbaren oder unmittelbaren Canäle sind ihnen gänzlich vermauert und verschlossen. Sie vermögen nicht die kleinste Denkschrift in die rechten Hände gelangen zu lassen, denn Niemand ist hier, der ihre Vorlegung übernehmen könnte.“ Offenbar ist der letzte Grund dieser Feigheit des Ordens, daß er die Schlacht ohne Kampf verloren gab, in seiner innern Auflösung, in dem Schrecken zu suchen, den ihm der Abfall der Könige, der Unwille der Völker einflößte. Mit den Fürsten und Großen der Welt verbunden, hatten sie der Menge getroßt, von ihnen verlassen, wagten sie nirgends einen kräftigen Widerstand. Auch sie, kann man sagen, erstarrten vor der öffentlichen Meinung. So beugten sie denn stumm und still das Haupt: die Sieger durften es ein Zeichen der Ohnmacht, der Gewissensbisse der Besiegten nennen.

Aber es ist nicht rühmlich, gegen Waffenlose Krieg zu führen. Und in diesem Falle gerade war Ganganelli. Seine Würde als Papst, seine Milde als Mensch

riefen ihm zu: halt' ein; wiederum trieb ihn dann die Gefahr der Kirche, das Drängen der Gesandten, die eigene innere Abneigung gegen die Jesuiten vorwärts. Mit dem Cardinalscollegium verhandelte er längst nicht mehr; die Mehrzahl der römischen Cardinäle waren Anhänger des Ordens, durch Geschenke, langjährige Verbindungen, die Politik Rom's mit der Gesellschaft verknüpft, in ihm erblickten sie einen Schwächling, einen Neuerer, der die Tiara entweihete. Nur Wenige standen auf seiner Seite, von diesen der Entschlossenste der Cardinal Malvezzi, der als Erzbischof in Bologna saß. Von jeher hatte der Papst die geringen Leute mehr geliebt als die Hochgeborenen, ihnen vertraute er, sie bildeten seine Umgebung. Allein sie verstanden den Kampf seiner Seele, sein Schwanken und Zögern nicht. Sie haßten die Jesuiten, weil sie die Feinde ihres Herrn und Freundes waren, sie hätten die Sache mit einem raschen Schlage zu beendigen gewünscht. Einen nach dem andern, hatte sie Ronino gewonnen, aber wenn sie auch eine gute Schutzmauer bildeten, um nicht einmal „eine jesuitische Fliege“ in das Gemach des Papstes dringen zu lassen, so vermochten sie doch nicht, ihn zu einem Entschlusse zu bringen. Die ersten Maßregeln, welche den Orden ernstlich bedrohten, führte Malvezzi auf Grund eines Breve's aus. Die Häuser wurden geschlossen, die Novizen nach ihrer Heimath

geschichte. Dabei kam es zu Gewaltthätigkeiten, dem einen Jesuiten ward sein Ordenskleid von den Soldaten abgerissen. Dies lag nicht in Monino's Sinn: „Wozu unnütze Grausamkeit?“ äußerte er. „Nicht diese Plackereien verlangt man, sondern eben nur die Unterdrückung des Ordens.“ Vor den Thoren Rom's hatte er eine geheime Druckerei errichtet und überschwemmte die Stadt mit seinen Flugschriften. In einer derselben — „Betrachtungen der bourbonischen Höfe über den Jesuitismus“ — wurde der Papst angeklagt, die Aufhebung der Gesellschaft, die er den Fürsten wiederholt, mündlich und schriftlich versprochen, unter eiteln und erlognen Vorwänden hinauszuschieben. Doch erfuhr Ganganelli schwerlich von ihr, weder der einschmeichelnden Uebersetzungskunst Bernis' noch der Rücksichtslosigkeit Monino's war es seit Monaten gelungen, in die verschwiegenen Hallen des Quirinals einzudringen. Wie in tiefster Verschollenheit, einsam in seinem Garten und Arbeitszimmer lebte der Papst. „Es ist wieder so still um mich, wie im Kloster zu Urbino,“ pflegte er zu sagen, „nur meiner Seele fehlt die Ruhe, die sie damals beglückte.“ Selbst zu Francesco und Buon-tempi war er wortkarger, als je, den Anblick der Andern floh er mit einer gewissen ängstlichen Scheu. Wie so gar nicht glich er seinem Vorbilde, jenem mächtigen und unerschrockenen Sixtus V., dem er doch nach-

ahmen gewollt! Täglich brachte ihm Macedonio den einen oder den andern Paragraphen des Breve's, das er gegen die Jesuiten veröffentlichen wollte, der Papst überließ die Artikel, verglich, änderte, setzte hinzu: immer erschien es ihm mangelhaft, der Anfechtungsfähig . . .

Breiter und dichter fielen die Schatten der Riesen-
eichen über die mit Kies bedeckten Wege des Quirina-
lischen Gartens. Eine regelmäßige Anlage mit Grotten-
partieen und Spielwassern, mit einer aufsteigenden,
reich geschmückten Terrasse, die weithin eine Aussicht
gewährt. Wie in allen römischen Gärten, dunkle, schat-
tige, stattliche Bäume; Laubgänge, deren Wipfel sich zu
einem grünen Gewölbe verschlingen; künstliche Durch-
sichten nach dem Palaste hin; auf Rasenplätzen, um-
geben von dem Halbrund einer Hecke marmorne Sta-
tuen; erfrischend durch den ganzen nicht allzuweiten
Raum das Rauschen der Springbrunnen . . . In einem
Zimmer des Gartenhauses, die Flügelthür geöffnet, um
die Kühle, das Grün und das Schauspiel der sich
neigenden Sonne zu genießen, sitzen Ganganelli und
Agathe. Das schwarze Trauerkleid, das sie trägt, hebt
die Zartheit und Weiße ihres Gesichts noch mehr her-
vor, eben hat sie ihm die letzten Augenblicke der un-
glücklichen Maddalena geschildert.

Ehe er antwortete, rückte Ganganelli einmal an

seinem weißen Käppchen, legte die Hände zusammen und schien für die Seele der Geschiedenen ein stilles Gebet zu sprechen. „Das Einschlafen ist schwer,“ sagte er darauf, „aber wie so süß ist der Schlaf! Und wird ihr nicht Gottes Erbarmen auch das Erwachen zu einem leichteren und fröhlichen werden lassen? Wir Menschen sind zu hart und zu schnell fertig mit unserm Urtheil über andere. Wie wunderbar verschlingt sich im Weltall Gutes und Schlimmes zu einem harmonischen Ganzen! Nicht auch so in der Seele des Menschen? Wir verstehen nur nicht auf diesem Instrument zu spielen und erwecken ihm so oft Mißtöne statt Wohlklang. Das Leben ist Schuld daran und unsere ungeschickte Hand“ . . .

Und so, von Maddalena anhebend, ging ihr Gespräch bald auf Agathens Bruder über, den ein gleiches Schicksal betroffen, auf sie selbst, die nun schon zweimal nur durch eine glückliche Verkettung der Zufälle aus ähnlicher Gefahr gerettet worden. Argwöhnisch und zur Rachsucht geneigt wie sie war, behauptete sie, daß alle diese Schläge von derselben Hand ausgingen, von Minardi und dem Orden. Um sich seiner Papiere zu bemächtigen und irgend welches Geheimniß darin zu entdecken, hätten sie ihren Bruder ermordet und dann listig die Frevelthat auf die Eifersucht Andrea's geschoben; so büße jetzt Maddalena mit dem

Tode die Freundschaft für sie; von den dreien, die in jener Nacht gehört hätten, daß Andrea den Marchese beschuldigt, sei die eine geopfert, es lebten nur noch zwei, Steinbrecher und sie, den Dolchen ihrer Feinde ausgesetzt. „Lange,“ fuhr sie leidenschaftlicher fort, von den Begebenheiten des Tages tief erregt, „lange hab' ich geschwiegen und das Ohr Ihrer Heiligkeit nicht mit meinen Anklagen, vielleicht mit Hirngespinnsten zu belästigen gewagt. Ich habe den Marchese in meinem Hause, am Bette meines Gemahls geduldet, ich mochte den Frieden des Kranken nicht stören und ihm in seinem Freunde einen Verräther und Mörder zeigen. Er hätte mir ja auch nicht geglaubt und zu den vielen Zerwürfnissen zwischen uns wäre ein neues gekommen. So groß ist die Gewalt dieses Menschen, daß er auch die widerstrebenden Geister in seinen Bann zwingt. Ich hab' ihn immer mit scheuen Blicken betrachtet, mit der Ahnung, daß er mir manches Unheil bereiten werde, und konnte mich doch seinem Einflusse nicht ganz entziehen. Hin und her irrte mein Urtheil über ihn. Heute ist es mir, als wäre ich nicht ganz unschuldig an Maddalena's Tode, als hätte ich nicht so lange mit meiner Klage vor Ihnen zaudern sollen. Bin ich, sind meine Freunde, ist selbst Ihre Heiligkeit sicher vor diesen Menschen?“

„Hast Du wider Gottes Willen je ein Blatt vom

Baum fallen sehen? Sein Wille geschehe. Streng soll man diese gräuelvolle Mordthat ahnden. Ich hörte vorhin, man sei den Verbrechern auf der Spur. Die Gerechtigkeit wird nicht, wie früher so oft, vor den Pforten des Al Gesù Halt machen. Im Uebrigen, die Hand des Herrn ist über uns allen. Dein Gemüth ist zu sehr erregt von den Bildern des Todes ... Blick' in das Leben, das ewig wechselnde, bunte, knospende Leben der Natur. Daraus schöpf' ich in meinen Bekümmernissen Trost, Muth und Geduld. Was müssen nicht die armen Blumen leiden und sie blühen und duften doch! Oder denkst Du, sie wären gefühllos und es beseele nicht auch sie der Odem des Alllebens? Wenn ich sie im Regenschurm den Kopf neigen und im Sonnenschein ihre glänzenden Augen wieder froh lächelnd gen Himmel richten sehe, sage ich mir oft, leiden und freuen wir Menschen uns denn anders? Ein Athmen geht durch die Welt, Gottes Athmen." Er hatte ihre Hand in die seine genommen ... „Und fürchte den Marchese nicht. Ihre Saat ist reif und die Sichel erhoben. Nach ihres Herzens Gelüst suchen die Bösen überall das Böse. Wie beschämt und getäuscht müssen sie sich gefühlt haben, als sie in den Aufzeichnungen Deines Vaters nichts lasen als die Jugendgeschichte eines Mönchs, wie sich zwei Brüder wiederfanden, die noch mehr dem Geiste als dem

Fleisch nach zu einander gehörten. Wenn ich Deinen Vater jetzt bei mir hätte! Seine Klarheit die Nacht meiner Zweifel verschleudern könnte!“ — Eine Weile blieb er nachdenklich sitzen, die Augen auf den Mosaikboden gerichtet, als zähle er die farbigen Steine, die zierliche Arabesken bildeten. Wie Agathe schon am Morgen bemerkt, fehlte ihm jene Heiterkeit der Seele, die sonst sein Antlitz verklärte und mit der er im näheren Umgang Jeden bezauberte. Dies Eingehen auf die Stimmung eines Andern, die Ruhe des Greises, die Liebenswürdigkeit, die selbst einen Scherz nicht verschmähte, fand sie heute nicht in Ganganelli; obwohl er ihr zuhörte, beschäftigten ihn doch ausschließlich andere Gedanken, ein geheimes Leiden . . . Ihr Vater? was wollte er von ihm? Schon in der Frühe, als er von Maddalena geschieden, hatte er desselben gedacht. Aber er ließ ihrem Erstaunen nicht Zeit, sich zu einer Frage zu sammeln. „Mich bekümmert dieser arme, unständige Fettore,“ sagte er aus seinem Brüten heraus. „Ein beklagenswerther Jüngling! Zu welchen tollen Streichen treibt ihn sein heißes Blut. Ich meinte es gut mit ihm, ich hoffte, die Wissenschaft würde seinen wilden Sinn zähmen.“

„Du hättest ihn zum Offizier machen sollen, heiliger Vater,“ antwortete Agathe rasch. „Ich habe versprochen, für ihn zu bitten, höre mich. Mönche lau-

fen genug in Deinem Rom umher, Mönche und Schreiber, zuviel, hat mein Vater gesagt und der Augenschein bestätigt es mir. Laß ihn Soldat werden. Du hättest ihn nur in unserer deutschen Haide zu Pferd sehen sollen. Er ist noch so jung und bei dem Zusammenlauf vor dem Hause des Cardinals hat er sich so klug benommen, wie ein Feldhauptmann, erzählte mir Herr Steinbrecher, der ihm sonst nicht wohl will."

"Ein Hitzkopf ist er," meinte der Papst, von der Lebhaftigkeit der jungen Frau wohlthuend berührt und fortgerissen, „ihr habt ihn alle verzogen. Er soll zufrieden sein, daß ihn unser Gericht wegen seiner Empörung nicht zur Verantwortung gefordert. Diesmal haben wir seine Schuld mit dem Mantel unserer Liebe bedeckt. Und Du vertheidigst den Rebellen.."

"Ich thäte noch mehr, wenn ich eine Fürstin wäre. Einen so klugen und muthigen Rebellen nähme ich in meinen Dienst. Noch jetzt muß ich lachen, wenn ich daran denke, daß er allen Deinen corsischen Soldaten Respekt eingeflößt, heiliger Vater. Lachen und mich freuen; das hat er von mir in Haimwald gelernt, sich nicht zu fürchten. Gib ihm eine Stelle unter Deinen Garden. Seiner Jugend gefällt der wallende Helmbusch, der glänzende Wappenrock. Schilt ihn doch nicht, daß er die Herrlichkeiten der Welt be-

wundert, während Du sie geflohen. Noch ist er aus den Banden des Marchese zu retten“ —

„Zur guten Stunde erinnerst Du mich daran. Ich habe der Verführung, die sich seiner bemächtigt, zu viel Raum gestattet. Auch diese Seele wird Gott von mir fordern. Vielleicht hat meine Strenge ihn in das Netz des Arglistigen gejagt. Ich will die Bittschrift lesen, die er mir überreicht. Er sah ja blaß aus, er zitterte, der arme Junge. In der Nacht will ich sie lesen, Bruder Francesco soll ihn morgen auffuchen und Du hoffst . . .“

„Wenn Deine Heiligkeit ihm sagt: hier hast Du Dein Offizierspatent, mein Sohn; wird er all' seine Schmerzen vergessen.“

„Hängt auch Dein Herz so sehr an dem Schein dieser Welt?“ mußte er doch fragen.

„Mein Herz?“ Ihr eben noch sanft geröthetes Gesicht erblaßte und mit schmerzlichen Ausdruck schaute sie ihn an. „Du sprachest vorhin von den Blumen, heiliger Vater, ich bin wie eine, die langsam verwelkt und vergeht. In der Haide hätte ich blühen müssen, da wäre ich, wie sie bei uns daheim sagen, eine herzige Blume geworden. Aber so! In Zwang und Pflichten bin ich aufgewachsen, ich möchte frei sein, aber ich möchte es auch ohne Schuld sein. Darum nehm' ich sold' innigen Antheil an Gettore's Geschick.

Zwing' ihn nicht in eine Bahn, die seinen Neigungen und Kräften keine Entwicklung gewährt. Sieh mich an; ein Vater, der mich zärtlich liebte, überredete mich zu dieser traurigen, schrecklichen Ehe. Ich war jung, unerfahren; trotz der geheimen Stimme, die mich warnte, gab ich nach und überwand mein innerliches Widerstreben. Und was war mein Loos? Es ist ja nicht das Unglück, das mich verfolgt, an dem ich am schwersten trage; auch den geliebten Mann hätte die Krankheit ergreifen können. Daß es zwischen mir und Erich kein seelisches Band gegeben und nicht einmal die Gewohnheit des Beisammenseins Freundschaft erzeugen konnte: darin liegt mein Glend."

„Und willst Du nur auf ihn den Stein werfen? Hat er Alles verschuldet? Eine sanfte Frau, hab' ich oft gelesen, soll auch den härtesten Mann zu lenken und den schlimmsten zu bessern wissen. Und Dein Gemahl ist weder das Eine noch das Andere. So viel Schwächen mag er haben, als Haare auf seinem Haupte sind: das ist das Erbtheil der Menschen. Aber er liebt Dich und Neigung in jeder Gestalt, wenn sie das Edle in uns sucht, verdient Dank und nicht Zurückweisung. Wenn Du Dein Leben, wie ich, in einsamer Abgeschiedenheit zugebracht hättest, keine andere Welt, als die der Geister, aus unsterblichen Schriften, an Dich herangetreten wäre, Dein Auge statt in das eines

Freundes nur in das Antlitz der Natur geblickt, das Dich wohl zuweilen anlächelt, aber doch keine Antwort auf Deine Fragen hat, dann würdest Du eine Seele mehr schätzen, die sich Dir hingiebt“ . . .

„Nicht jede Seele,“ erwiderte sie. „Ich bin ein eigenwilliges Geschöpf und nicht jauftmüthig. Wer mir werthlos erscheint, wie könnt' ich den lieben? Und Graf Erich that nichts, sich meine Achtung zu erwerben. Doch das sind alte, vergessene Geschichten. Ich habe mich gefügt und ihn nicht verlassen, obwohl sein Uebertritt zur katholischen Kirche mich zu solchem Schritte berechtigte“ —

„Und wenn tiefste Ueberzeugung ihn dazu trieb, willst Du die Hochherzigkeit nicht anerkennen, mit der er seine Zukunft, sein Lebensglück für seinen Glauben aussetzte?“

„Frage Minardi, warum er katholisch wurde,“ wick sie ihm aus. „Ich erfuhr seine Beweggründe nicht. Vielleicht rettete ihn der Marchese aus einer Geldverlegenheit, vielleicht verbanden sich Gedanken des Ehrgeizes mit einer heimlich längst genährten Vorliebe.“

„Wie eifrig strebst Du, die böse Wurzel in den Handlungen der Menschen zu finden! Warum nicht an das Edle und Reine in ihnen glauben?“

„Dazu müßt' ich fromm sein, wie Deine Heiligkeit. Die nur glauben an die Tugend, die sie üben.“

„Du stellst Dich schlechter, als Du bist. So hab' ich manche gekannt, die aus einer Verirrung des Empfindens oder weil sie einmal eine Sünde gethan, die Maske des Lasters vornahmen und darunter bessere Thaten vollführten, als manche Heilige. Verlockt Dich dieselbe Eitelkeit?“

„Kann es nicht auch die innerste Erkenntniß meines Unwerth's sein?“

„Kind, wir sollen Gott nicht versuchen. Während Du noch mit dem Bösen zu spielen wähnst, bist Du schon in seiner Gewalt. Wenn wir aber demüthig um die Kraft bitten, Gutes zu thun, wird sie uns auch.“

„Die Kraft Gottes? Was ist sie denn? Ich habe sie nie gefühlt. Unsere Leidenschaften bestimmen uns, unsere Klugheit müht sich, sie zu zügeln. Da hast Du die Rosse und den Zaum an unsers Lebens Wagen. Und sie reißen Dich fort, unaufhaltsam, in rasender Eile. Führen sie Dich zu dem Gipfel des Berges oder schleudern sie Dich seitwärts in einen Abgrund? Du hebst, Dir entfallen die Zügel — ach, heiliger Vater, Du siehst mich unglücklich, mit zerrissenem Herzen vor Dir“ ...

Sie flehte ihn um Rath und Stärke an, ihn, der noch rathloser, unentschlossener und schwächer als sie war. Und als sie fortfuhr: „Nicht Deine Würde flöht

mit Vertrauen ein, aber Du bist ein Greis, die Wogen des Daseins, die uns in ihren Strudel reißen, zerrinnen zu Deinen Füßen; auf Deinem Stuhl muß, wenn nicht höchste Weisheit, doch höchste Ruhe thronen“ — hatte er in keiner früheren Stunde die Last seines Amtes so drückend empfunden.

Doch legte er seine Hand auf ihr Haupt: „Was ist Dir, meine Tochter?“

Nun zögerte sie mit ihrem Geständniß; es war doch, als hätte seine Berührung ihre Leidenschaft zurücktreten lassen. Sie war mit der Absicht gekommen, ihm ihre Liebe zu Reinhold, ihre täglich wachsende Abneigung gegen Erich nicht zu verschweigen — auch ihren Verdacht nicht, daß sie ihn und Minardi für die Schuldigen hielt, die ihren Schrank erbrochen und ihre Papiere geraubt. Seit sie der Neigung Reinhold's sicher war, erschien es ihr unleidlich, verletzete es die feinsten Regungen ihres Gemüths, auch nur dem Namen nach die Gattin eines Andern zu sein. Bereit, das letzte Band zu lösen, das sie an Erich fesselte, wollte sie doch in einer, ihr selbst unerklärlichen Stimmung, die Meinung Ganganelli's darüber hören. In dem Kampfe zwischen Liebe und Pflicht sollte er, den keine irdische Neigung wie sie bewegte, das entscheidende Wort sprechen. Hatte sie in Wahrheit noch Pflichten gegen einen Mann zu üben, der gegen sie alle gebro-

chen? der aus Eifersucht zum Diebstahl gegriffen? Zu wem konnte sie in ihrer Bedrängniß flüchten als zu dem Papst, oder war es nur das gebieterische Verlangen ihres Herzens, sich vor dem zu rechtfertigen, dessen Namen sie seit ihrer Kindheit voll Ehrfurcht nennen gelernt hatte? Aber die Entschlossensten werden oft durch ein Nichts, durch ein Stäubchen, das ihnen in's Auge fliegt, schwankend und irr in ihren Plänen. So flog jetzt, als die Hand Ganganelli's, eine weiche, sanfte, wohlgepflegte, katholische Priesterhand, auf ihrer Stirn ruhte, die Röthe der Scham über Agathen's Wangen . . . das süßeste Geheimniß ihres Wesens einem Fremden enthüllen! Nicht ihrem Vater hätte sie es gestanden und wollte es nun einem Priester preisgeben, ihm beichten! Eine Beichte, die er kaum verstehen konnte. Was ist einem Priester die Liebe, ihre Liebe? Ihr Stolz und ihre Weiblichkeit zugleich erklärten sich dagegen und schlossen ihr den Mund . . . Verrieth nun ihr Erröthen oder jener durchdringende Seelenblick des Mitleids und herzlichen Wohlwollens, der uns die Lage auch des schweigenden Freundes entschleierte, dem Papste ihren Kampf, was sie zu ihm geführt — er strich mit seinen Fingern über ihr Haar hin und sagte: „Weine Dich nur aus, meine Tochter! Ich kenne Dein ganzes Unglück . . . Aber so Viele leiden wie Du und Härteres. Sie sind arm, von Hun-

ger und Sorge bestürmt, in ihre Zelle fällt kein Sonnenstrahl. Nicht begeistert und erlöst sie, wenigstens auf Augenblicke, wie Dich die Kunst; ihre Augen sind für die Betrachtung der Natur erstorben. In ihrer Meinung wandelst Du noch lichte Bahnen und gehörst zu den Glücklichen der Erde. War das Kreuz des Herrn so leicht, daß er nach Golgatha trug? Leide, meine Tochter, leide! Du hast zwei Schwingen, die Dich aus der Tiefe des Weh's emporheben: den Gedanken des Unendlichen und die Liebe zum Schönen. Wohl könntest Du die Fessel zerreißen, die Dich mit einem ungeliebten Manne vereinigt: aber Du wirfst es nicht!"

"Ich werde es nicht?" fragte sie halblaut unter seinen Ermahnungen.

"Wirst Du es nicht? Würde er die Trennung von Dir überleben? An seinem Bette stehen zwei Engel, der des Todes und Du, der Engel der Hoffnung. Wenn die Hoffnung von ihm ginge, müßte ihn nicht der Anblick des dunklen Engels tödten? Hast Du nicht gesehen, daß seine Augen Dich stündlich um Verzeihung bitten für Alles, was er an Dir gesündigt haben mag? Glänzen sie nicht heller, so bald Du Dich nahest, senken sie sich nicht traurig, wenn Du Dich entfernst? Freilich, das ist kein Glück, Krankenwärterin zu sein, kein Glück für Deine Jugend! Aber Du mußt

durch diese Schlucht, mein Kind, diese finstere Schlucht voll Gram und Thränen und durchwachten Nächten! Jenseits grüßt Dich dafür ein schöneres Morgenroth. Wolltest Du sie fliehen, würde der Schatten der Schuld Dir nachziehen, er würde Dich aufscheuchen von jedem Feste. Denn das Gute, das man gethan, das Schöne, das man genossen, vergißt man, aber unauslöschlich bleibt das Gedächtniß der Sünde.“

Wohl hätte sie ihm Manches erwidern können, ungestümer pochte ihr Herz — nur lag seine Hand ihr so schwer auf dem Haupt. Er war aufgestanden, während sie noch immer saß, unfähig sich zu erheben. In seiner Stimme mahnte sie ein eigener Wohlklang an das Geläut der Glocken, die zum Abendgebete rufen. Seine Worte rissen nicht gewaltsam an ihrem Herzen, sondern beschwichtigten milde den Aufruhr in ihm. Es war für sie etwas Sonniges, Wärmendes und Leuchtendes zugleich, darin. Keine Anklage, kein Gebot — als brauche sie keines Rathes, keiner Warnung, so gewiß, daß ein edler Mensch nur das Edle wählen könne. Und der Zufall fügte es, daß nun auch Ort und Stunde sich mit dem Gesprochenen zu harmonischer Wirkung vereinigten und sich für Agathe zu einem bedeutsamen, unvergeßlichen Eindruck gestalteten. Träumerisch beschlich die Abendstimmung des Gartens auch sie. Der Duft der Blumen, das Gefäusel der

Pinien verschmolz in eins mit dem sanften Licht des Himmels.

Um ihre stillen Gedanken nicht zu stören, war Ganganelli auf die Schwelle der Flügelthür getreten, die in einen Laubgang hinausführte. Der draußen auf einer Steinbank sitzende Diener erhob sich und meldete, da er die Audienz für beendet hielt: Signor Steinbrecher warte oben im Saale und sei der Befehle Seiner Heiligkeit gewärtig.

Es war doch, als ob der Glanz, der bisher darin geleuchtet, aus dem Antlitz des Papstes entschwände; Steinbrecher's Name rief ihn aus der Welt des Friedens und der Ergebung, die er eben gerühmt, in den Kampf der Gegenwart zurück, er stand wieder vor der Entscheidung, bangend, ungewiß, nur um einen Augenblick hatte sie sein Gespräch mit Agathen verzögern können. Als heute am Morgen das Glockengeläut der Jesuitenkirche an sein Ohr schlug, als er nach dem Bildhauer fragte, fielen ihm die Worte ein, die er mit ihm im Garten des Palazzo del Drago, nach seiner Unterredung mit Ricci, gewechselt — der Gedanke durchfuhr ihn: wenn einer, so wird er die Wahrheit sagen, die Andern sind von Neigung oder Abneigung bestimmt, er, der Deutsche, der Philosoph, ist beiden Parteien fremd, höre ihn an ... Nun war Steinbrecher da und mit ihm für Ganganelli die Frage seines Lebens.

Auch Agathe hatte das Casino verlassen und stand neben ihm.

„Bist Du ruhiger, meine Tochter?“

„Ich gehe getröstet von Dir, heiliger Vater, und wie ich hoffe, auch besser.“

In seiner freundlicher, schlichten Weise begleitete er sie eine Strecke durch den Garten nach der Terrasse zu. Hier und da zeigte er ihr eine Blume, ein Kunstwerk, sinnig wußte er Alles in einen gewissen Zusammenhang mit ihr und ihrer Stimmung zu bringen und sich so selbst von den Betrachtungen zu befreien, die immer ungestümer auf ihn einstürmten. So wähen die Unentschlossenen einer Entscheidung zu entfliehen, indem sie sich in einen Kreis anderer Anschauungen stürzen, als wären sie dadurch, wie durch Zauberei, vor dem Anfall der Dämonen gesichert. Aber am Fuße der Terrasse trafen sie Steinbrecher. „Ihre Heiligkeit verzeihen mir,“ sagte er, „allein ich zog es vor in der Kühle und im Freien Ihren Wink zu erwarten, statt im Vorjaal.“

„Ein Künstler darf überall als ein freier Mann handeln, um so mehr, wenn er mit einer Gabe kommt, denn ich sehe es Ihnen an, Signor, Ihre Arbeit ist fertig.“

„Ja. Ich habe die Statue heraufbringen lassen und im Vorjaal aufgestellt.“

Gauganelli athmete leichter, ein-, zweimal klopfte er auf den Deckel seiner Dose. „Das ist gut, Signor! Es stände traurig um uns, wenn wir die Lieblichkeit der Natur und die Schönheit der Kunst nicht genießen könnten! Aber in ihnen hat eine gütige Gottheit uns zwei holde Trösterinnen gegeben . . . Und welch' glücklicher Zufall! Kommen Sie mit hinauf, Frau Gräfin . . . Erheitern Sie Ihre Traurigkeit vor einem Marmorbilde — was stellt es dar, Signor?“

„Einen zum Himmel schwebenden Genius.“

„Zum Himmel! Da hinauf sollen wir alle Augen und Herzen richten. Nicht nur im priesterlichen Sinne, ich würde mich hüten, von Euch Kezern, das zu behaupten“ . . . er lachte wie einer, der sich wohl fühlt — „nein, auch im Sinne eines freien und schönen Lebens. Da wir keine leiblichen Flügel haben, müssen wir die unserer Seele um so weiter spannen, Adler des Geistes zu sein. Wer Edles erstrebt, handelt auch edel. Ein zum Himmel schwebender Genius! Wer ihm nach könnte, in der Nähe der Sonne weilen“ . . .

Bei dem Nahen Reinhold's hatte Agathe ihre Blicke zur Erde gewandt und nur einmal verstohlen zu ihm aufgeschaut; auch sein Auge hatte, ihre Erregtheit, die Thränen Spuren auf ihrem Gesichte gewahrend, gleichsam gefragt: was leidest Du? Während er mit dem Papste redete, war sie stumm geblieben, erst jetzt be-

gegueten sich ihre Blicke wieder in der Sprache der Liebe. Ein leises Lächeln erschien auf ihren Lippen, ihre Brust hob sich. Die Statue heute noch zu sehen, verweigerte sie indeß, ihre Pflicht riefte sie nach Hause: so nahm sie Abschied, mit einem stummen Gruß von Reinhold, mit einem Handkuß von Ganganelli.

Was ist ihr? Was trieb sie zum Papste? Das bedenkend schritt Reinhold neben Ganganelli die Stufen zum Palaste hinauf.

Die Lichter waren schon angezündet, man hielt Fackeln bereit, im Falle der Papst die Statue noch in Augenschein nehmen wollte. Von höheren und niedern Dienern war der Saal erfüllt, alle begierig, das Urtheil des Herrn zu vernehmen, und bereit das ihre darnach zu richten. Ganganelli verweilte einige Minuten schweigend vor dem Bildwerke. Seine Augen sahen es wohl, aber seine Seele war nicht darin. „*Sic itur ad astra!*“ meinte er und drückte dem Bildhauer die Hand. „Derjenige, der leichten Herzens ist, schuldlos und schwungbegabt, wie dieser Engel! . . . Aber wir andern, gehen wir auch zu den Sternen? Er lächelt so milde, Ihr Genius, ich beneide ihn darum und daß er die Welt überwunden. Selig sind alle, die in der Wahrheit oder noch besser, in der Unschuld sterben. Ein treffliches Werk, Signor, und ich danke Ihnen dafür.“

Ein Beifallsgemurmel ging durch den Raum, während der Papst, Reinhold an der Hand haltend, ihn nach seinem Zimmer führte. Mehr als Reinhold selbst erstaunten die Hofleute darüber. In den letzten Wochen hatte die Zurückgezogenheit des Papstes fast den Schein angenommen, als fürchte er alle Menschen, im tiefsten Geheimniß flüsterte man sich schon zu, Ganganelli sei wahnsinnig geworden, seine Einsamkeit, seine Scheu vor jedem Verkehr, da er doch in früheren Jahren so gern Fremde aus ganz Europa um sich gesehen und sich in ihrer Gesellschaft gefallen hatte, die Besorgnisse, die er oftmals äußerte, daß man seinem Leben durch Gift nachstelle, mußten als Beweise dafür dienen. Aus diesen Gerüchten entstand allmählig jene römische Stadtsage, der Pius VI., wenn auch nicht für die unparteiische Geschichtschreibung, so doch für die Jesuiten und ihre Freunde, den Stempel der Wahrheit aufdrückte, als er am 31. März 1780 zu dem greisen Cardinal Calini sich dahin aussprach: Ganganelli habe nicht nach, sondern schon vor der Aufhebung des Ordens den Verstand verloren. Desto auffallender erschien das Benehmen des Papstes an diesem Tage seinem Hofe. Fast eine Stunde hatte er angelegentlich mit der deutschen Gräfin geredet, jetzt führte er den Bildhauer in sein Zimmer. Was verhandelte er mit den Fremden? Vertraute er ihnen, was er seinen Dienern verbarg?

Das Kostbarste im Gemach des Papstes waren eine Büste des Titus und ein Bildniß Sixtus' V. von einem Meister der bolognesischen Schule. Ihm gegenüber stand der Sessel Ganganelli's mit dem rothsammetnen, goldgestickten Fußkissen davor. Es war ein halbrunder Raum, eins von den drei Fenstern ging gerade auf den Platz mit den Rossebändigern und den Springbrunnen hinaus, ein anderes schaute nach dem Garten. Nur mäßig, von hier und dort geschickt vertheilten Kerzen war das Gemach erhellt, ihr voller Schein beleuchtete das Bild Sixtus' V.; scharf trat das bleiche, bedeutsame Gesicht aus seinem Rahmen hervor, mit Augen die noch auf der Leinwand brannten und einer Welt Befehle zu geben schienen. Im Stillen mochte Reinhold, als jetzt der Papst sich vor ihm niedersetzte, den rothen Hut, den er bisher auf dem Kopf behalten, lässig hinter seinem Sessel zur Erde warf und die Augen mit der Hand bedeckte, eine Vergleichung zwischen den beiden Männern anstellen — eine Vergleichung, die so wenig zu Ganganelli's Gunsten ausfallen konnte. Vergebens erwartete er indes die Anrede des Papstes — der blickte einmal zu dem Tisch hinüber, auf dem mehrere Bogen Papier ausgebreitet lagen, wie zur Unterschrift . . . in der Bewegung, mit der Ganganelli das Gesicht rasch wieder davon abwandte, glaubte Reinhold zu erkennen,

daß es sich um die Bestätigung eines Todesurtheils handle.

Da überraschte ihn die Frage des Papstes: „Kant heißt der Mann im Norden, der die Gottheit stürzen will? Nicht? Ich habe den Namen nicht vergessen.“

„Die Gottheit stürzen — da gehen Ihre Heiligkeit zu weit, er will nur nachweisen, daß die Vorstellungen des Glaubens nicht im vernünftigen Denken begründet sind.“

„Stammen nicht alle unsere Verpflichtungen aus der göttlichen Offenbarung? Befiehlt sie uns nicht das Gute und verbietet das Schlechte?“

„Es bedarf dazu keiner Offenbarung; weil wir Menschen sind, sollen wir die Tugend lieben und üben. War Sokrates, der doch kein Gebot am Sinai empfangen, nicht edler und dem Ideal der Menschheit näher als das Volk Gottes? Als Moses und David?“

„Wären die Tugend und die Wahrheit einfach, würde ich Dir Recht geben. Wo aber ist die Wahrheit, wenn Du von zwei Pflichten eine wählen und die andere verletzen mußt? Soll der Mensch in solchem Kampfe nicht zur Gottheit um Erleuchtung flehen?“

„Meinen Ihre Heiligkeit, der Blitz Gottes, der Paulus bekehrte, hätte ihn wirklich, wie Rafael gemalt, von seinem Pferde schleudern müssen? In seinem Herzen geschah die Umkehr, er brauchte kein Wunder dazu.

Oder war es für den zuschauenden Jüngling kein größeres Wunder, daß Stephanus mit verklärtem Antlitz den Märtyrertod erlitt, als daß sein Kopf vor einem Meteor scheu wurde? Die That ist immer unser und wir büßen dafür, wenn wir gleich oft nicht wissen, was uns trieb.“

„Wir büßen sie: das ist's! So werde ich sterben und ich weiß, warum.“

„Glücklich die, so um der Gerechtigkeit willen leiden. Noch im Munde spätester Geschlechter lebt ihr Name. Je schwieriger es ist, auf dem Thron ein guter und ein großer Fürst zu sein, um so dankbarer bewahrt die Nachwelt das Gedächtniß eines solchen Fürsten. Könnte je eine Zeit kommen, in der man nicht voll Verehrung von Titus und Marc Aurel spräche?“

„Was ist der Nachruhm? Liegt unser Glück darin beschlossen? Sind nicht auch die Eroberer und Städteverwüster berühmt?“

„Denkt der Landmann nicht des verheerenden Gewitters, das vor Jahren seine Erndte vernichtete? Aber er gedenkt seiner mit Schrecken und Furcht.“

Ganganelli hatte sich rasch erhoben. „Und in welcher Gestalt werde ich der Nachwelt erscheinen, wenn ich dies Breve unterschrieben?“ Er zeigte auf die Blätter und ging hastig auf und nieder. „Wie ein neuer Tempelschänder! Ein neuer Diocletian! Du, der

den Himmel nicht liebt und die Hölle nicht fürchtet, fürchtest Du nicht den Ruf des Volkes? Die Stimme Deines Gewissens?"

„*Justum et tenacem propositi virum*“: sagte Reinhold den Vers des Horaz. „Nicht der Troß auf-rührerischer Bürger, nicht das Antlitz des drohenden Tyrannen noch der Blitz des Zeus erschütteret den Ge-rechten. Und Du solltest Dich weniger dünken, Herr? Ich gehöre nicht zu denen, die Dir im Geiste unter-than sind, aber ich würde blindlings Deiner Gerechtig-keit vertrauen.“

„Und hältst Du die Aufhebung des Ordens für gerecht?"

„Wenn ich an die Gräuel denke, die von ihm aus-gegangen, die er auch in unserer Nähe, in Polen, gegen meine Glaubensgenossen geübt, Gräuel, von denen mir noch der Großvater, der sie erlebte, mit schauerndem Entsetzen erzählte, sag' ich: gerecht und wieder gerecht. Diese Menschen waren die Feinde der Freiheit, die Säer der Bürgerkriege, ihre Lehre war so verrucht wie ihr Zweck, ich werde, wenn Du sie vernichtest, mit allen, welche die Philosophie lieben und auf eine schönere Zukunft, auf die Freiheit der Menschheit hoffen, Dir ein *io triumpho!* zurufen, aber" . . .

„Sprich Deinen Gedanken ganz aus.“

„Bedenke, Du bist der Papst. Den Vater der Christenheit nennen Dich alle, die im katholischen Bekenntniß getauft sind, uns aber, die wir draußen stehen, ist das Papstthum das Symbol der Unfreiheit, der Knechtung der Geister. In Paris träumen die Philosophen von der Wiederkehr des goldenen Zeitalters, von einer still sich vollziehenden Umwandlung der Sitten und Gefinnungen, redeunt Saturnia regna, sagen sie bei dem Klingen ihrer Champagnergläser mit Virgil. Da könnte auch ein Papst milde und duldsam wie Benedikt XIV., wie Du sein, da könnte er den Janustempel schließen und statt des Fluches von der Kanzel der Peterskirche Frieden rufen“ . . .

„Du aber glaubst nicht, daß die Menschheit ihr Schwert einstecken und sich mit den Palmen des Friedens bekränzen würde“ —

„Ich glaube nicht, daß der Papst die Freiheit begründen kann. Denn die Welt wird erst dann im Geiste frei sein, wenn er nicht mehr ist. Als der Bürger einer freien Stadt liebe ich die Könige nicht, aber ich fürchte sie weniger als die Priester. Und nun willst Du eine Bewegung beginnen, die tiefgehendste, großartigste, gegen Rom, das erschütterte Priesterthum noch mehr, bis in seine Grundfesten erschüttern, dem Sturm der Zeit nachgeben! Ahnst Du das Ende oder hoffst Du den Winden und Wellen mitten in ihrem

Sausen Stillstand zu gebieten? Das Wunder, als Jesus von Nazareth die Wellen im See von Tiberias schweigen hieß, könnte es sich wiederholen? Nein, der Sturm braust weiter, Pfeiler um Pfeiler Deiner Kirche wird er zerbrechen“ —

„Was Menschenwerk daran ist, mag fallen, aber die Gewalt der Hölle wird der Göttlichkeit der Kirche nichts anhaben. Wäre ich kleinmüthig oder ungläubig wie Du, sollte meine Hand verflucht sein, die ich zum Verderben des Ordens erhübe. Aber die Kirche stößt aus ihrem Schooße, was unlauter und unheilig im Lauf der Jahrhunderte geworden. Sie gleicht dem Gärtner, der die morschen und dünnen Zweige eines Baumes abbricht, um dem Stamme das Leben zu erhalten. Durch fortwährende Läuterung gedeiht sie zur Vollkommenheit. Jetzt krankt sie seit lange an Weltlust, Eitelkeit und Unglaube, die Geheimnisse Gottes sind seinen Dienern ein Spiel ihrer Thorheit und ihres Witzes geworden, statt nach der Armuth und der Heiligkeit haben sie nach Reichthum, Ansehen und Macht getrachtet. Die hungrige Wölfin, die Dante den Weg versperrte, als er dem finstern Walde zu entfliehen suchte, ist ein Sinnbild des Ordens Jesu, der räuberischen Kirche. Das Wesen unserer Kirche ist göttlich, heilig, untastbar, Ihr verwechselt, sei es aus Blindheit oder Haß gegen das Erhabene, die Form mit dem Inhalt, das

Gefäß mit dem Wein. Wenn Ihr einen Becher von purem Gold hättet, endlich würde er doch blind und erhielte Beulen und Brüche. Du liebst die Freiheit, hältst Du sie darum für weniger schön und erhaben, weil in ihrem Namen Verbrechen aller Art geschehen?"

„Gestattet Deine Heiligkeit mir einen Einwand? Du erblickst das Unheil nur in den Jesuiten, wir aber fordern eine Reform an Haupt und Gliedern. Nicht in dem Orden allein, in der ganzen Einrichtung der Kirche liegt ihr Verhängniß. Deine Umgebung, die Cardinäle, Du selbst — Ihr seid die Steine des Anstoßes. In dem Streit zwischen der Philosophie und der katholischen Kirche wird es ewig nur einen Waffenstillstand geben, bis die eine der beiden Kämpferinnen getödtet ist. Dies Ende verlegen die Legenden auf den jüngsten Tag, da wird die Lanze des Erzengels den Drachen der Finsterniß niederstoßen. Hienieden, in der Zeitlichkeit aber verliert die Kirche täglich an Macht und Anhängern. Raum auf einen Augenblick wird das Opfer, das Du der Aufklärung bringst, die Menschen zufriedenstellen. Sie sind dem mittelalterlichen Bann entwachsen, in der Aufhebung des Ordens werden sie gleichsam die Mündigkeitserklärung sehen, die Du ihnen giebst. Mehr Licht, mehr Freiheit! so werden sie Deinen Stuhl umdrängen, zerbrich Deine Tiara, zerreiße Dein priesterliches Kleid: dann hast Du ihnen genügt.“

„Es rollt der Stein“ . . . jagte Ganganelli tonlos und hastig abbrechend trat er vor das Bild Sirtus' V., die Arme übereinandergeschlagen, den Rücken Reinhold zugekehrt.

Tiefes Schweigen — beide Männer rührten sich nicht. Durch die Scheiben des einen Fensters fiel ein Mondstrahl, matt hingleitend über die Büste des Titus, die hinter dem Schreibtisch des Papstes, darauf niederblickend, stand.

Als sich Ganganelli umwandte, wagte Reinhold noch ein Wort: „Ihre Heiligkeit wolle mir meine Festigkeit verzeihen. Mich riß der Gegenstand hin, über die Schranken fort, die mir gezogen. Es ist die glorreichste und heilvollste Handlung, die je in diesem Palast geschehen — diese Aufhebung der Jesuiten, aber das Feuer, das sie entzündet, wird nicht nur wie der Lichtschein eines Leuchtthurms sein, dem Irrenden den Weg der Wahrheit zu zeigen, der Scheiterhaufen ist's, in dem dies Rom zuletzt verbrennt.“

„Und wenn auch, so ist es Gottes Wille! Er befeelt mich, er ist in mir mächtig. Was ist Rom gegen die Ewigkeit und die Gerechtigkeit? Wie Dein Blick irrt auch der meinige durch die Nebel der Zukunft. Mir aber erscheint ein lichteres Bild. Mein Herz hängt nicht an diesen Flittern, an dieser Krone, laß uns wieder arm werden wie die Apostel und mit nack-

ten Füßen durch die Länder pilgern. Ueberall wird der Himmel über uns sein, werden wir der süßesten und herrlichsten Wahrheit nachsinnen können. Vielleicht ist der Fall Rom's das Glück der Welt. Wer kennt die Geheimnisse der Gottheit? Wenn wir des weltlichen Purpurs entkleidet sind, die Knechte der Knechte Gottes . . . mir ist, als wäre dann auch diesem armen, unglücklichen Lande Italien noch ein neuer schöner Tag, eine Auferstehung bestimmt, — eine Auferstehung zu Glanz und Ruhm! Ist die Leier Ariosto's und Tasso's auf ewig verstummt? Der Meißel Michel Angelo's zerbrochen? Hat der Norden uns Alles, sogar die Musen geraubt? Nein, nein! Auch diesen gesegneten Fluren geht das Morgenroth auf. Mögen sie mich doch Lucifer schelten, in diesem Sinne will ich gern der Lichtbringer Italiens sein."

"Und auch erlöschten wie er?" Fast wider seinen Willen rief es Reinhold, hingerissen von seiner Verehrung für Ganganelli und von einer dunklen Ahnung, die langsam in ihm aufstieg, wie ein Schatten, der von Minute zu Minute wächst.

"Auch erlöschten, warnender Freund! Hast Du Deines eigenen Genius vergessen, der gen Himmel strebt? Für diesen Flug ist die Hülle unserer Sterblichkeit zu schwer. Was unsere Thaten bedeuten — wenn wir nicht mehr sind, wird es offenbar. Festgenagelt wie

die Sterne wird die meine am Firmamente stehn. Nicht alle Päpste waren die Feinde der Freiheit, ich nicht, ich nicht! Mag ich der erste und der letzte sein, so weit meine Stimme vom Vatican schallt, soll sie Freiheit und Frieden verkündigen, Frieden und Freiheit!"

In diesem Augenblick ward ein Rauschen der Vorhänge an der Thür vernehmlich. „Es ist Buontempi“, sagte Ganganelli, da Reinhold stutzte, und näher zur Pforte gehend, rief er: „Tritt ein.“

Eine Rolle in der Hand, näherte sich der Franziscaner, er war blaß im Gesicht, mit verstörtem Blick und zitternden Knieen. Aber der Papst bemerkte es nicht; er stand vor Reinhold und hatte ihm die Hand auf die Schulter gelegt. „Wo ist Augustus hin und die Herrlichkeit des kaiserlichen Rom's? In alle Winde verstreut ihre Asche! Ist das Papstthum mehr? Gottes Finger schrieb das Wort in die Fluth des Irdischen, ich sehe wie Du in der Ferne die Welle dräuen, die es verwischen wird. Aber Gottes Liebe währet ewiglich.“

Und nun noch ein Gang an das Fenster — ein Blick hinaus über den Platz, über die Rossbändiger, auf deren Häuptern das Mondlicht glänzte. . . „Du bist es, Buontempi“, sagte er dann. „Hast Du Hettore Debaldi's Bittschrift?“

„Hier ist sie; wie Ihre Heiligkeit sie mir übergaben.“

Ganganelli löste bedächtig die Siegel . . „Was ist Dir, Buontempi? Du zitterst ja! Ermüdet? Geh zu Bette; Francesco wacht doch im Vorzimmer?“

„Er wacht“.

„So geh, frag' den Arzt. Felicissima notte, Signor Reinhold. Ich hoffe morgen in freierer Stimmung Ihr schönes Werk bewundern zu können“ . . Er hatte das Papier entfaltet, er las: „Dies sendet der Bruder Lorenzo Ricci dem Bruder Lorenzo Ganganelli“ . . . Weißer ward er als der Marmor der Büste des Titus, er griff nach der Lehne eines Sessels . .

„Buontempi“ . . aber er sagte nichts weiter, er machte Reinhold wie dem Vater ein heftiges Zeichen, sich zu entfernen, gebieterischer, als er pflegte.

Raum hatten Beide das Gemach verlassen, die Thür und die Vorhänge geschlossen, so war es Reinhold, als geschähe ein dumpfer Fall, aber der Franziskaner legte die Hand auf den Mund, ihm so Schweigen anempfehlend und zog ihn eilig, obgleich er selber schwankte, mit sich fort durch die Hofleute und Diener, die noch die Vorzimmer erfüllten . .

Drinne lag der Papst auf der Erde mit gefalteten Händen . .

III.

Die Schrift Monino's aber über die Wahl Ganganelli's, die den Papst, als er sie geöffnet, auch durch das Unerwartete, so aller Fassung beraubt hatte, rührte von einem spanischen Dominikaner her, der als Conclavist des Cardinals de Sclis am 27. April 1769 in das Conclave getreten war.

„Am 15. Februar 1769“, begann dieser Bericht, „dreizehn Tage nach dem Tode Clemens' XIII. ward das Conclave zur Wahl eines neuen Papstes eröffnet. Mit Recht fürchteten die Gesandten Spaniens, Frankreichs und Neapels die Ränke der jesuitisch gesonnenen Cardinäle und legten Verwahrung ein, daß man ohne die französischen und spanischen Cardinäle die Wahl des Papstes vornähme. Dennoch ging der Uebermuth jener so weit, daß sie alle ihre Stimmen dem Cardinal Ghigi, der dem Orden ganz verkauft ist, gaben und

ihm nur zwei zur gültigen Wahl fehlten. Ueberdies hatte der General der Jesuiten das ganze heilige Collegium besucht und die Cardinäle unter Schluchzen und Thränen gebeten, sich seiner Gesellschaft anzunehmen, die der Kirche so viele Heilige und Märtyrer gegeben, so große Verdienste sich um sie erworben und nun in der Schlechtigkeit der Zeiten ihre Anhänglichkeit an den heiligen Stuhl büßen müsse. So entflammt war diese Partei, an deren Spitze der Neffe des früheren Papstes, der Cardinal Rezzonico, und außerhalb des Vaticanus seine Verwandte, die Fürstin Odescalchi, steht, daß nur die Drohungen des französischen Gesandten, sein Herr wie unser König würden sich von Rom lossagen, wenn man wider ihren Willen einen Papst mache, die Wahl aufgehalten haben. Später ist dann durch den Eintritt der französischen Cardinäle Bernis und Luynes, durch die Furcht vor dem Zorn der Könige, die sie geschickt den einen einzulösen gewußt, durch Geschenke, mit denen sie andere bereichert, diese Gefahr vermieden worden. Aber bis zu dem heutigen Tage ist die Wahl nicht vorgeschritten, da hier Keiner dem Andern traut und wer heute den Gegner der Jesuiten spielt, um die Tiara zu erhalten, morgen als Papst ihr Beschützer sein kann. Der Cardinal Bernis, wie ich von seinem Conclavisten sub rosa gehört, ist aus Rücksichten des Gewissens nicht auf den Vorschlag seines Gesandten, des Herrn von Aubeterre,

eingegangen, der am schnellsten zum Ziele führen würde: nämlich von dem zu erwähnenden Papste das geheime Versprechen zu erlangen, die Jesuiten innerhalb eines Zeitraums von einem Jahre, vom ersten Tage seines Pontifikats an gerechnet, gänzlich aufzuheben. So würden wir dieser Schlangenbrut mit einem Schlage los und ledig, die so viele falschen Lehren in der Kirche verbreitet, Zwietracht gestiftet und am meisten unserm heiligen Orden geschadet hat.

„Das ist ein wunderliches Leben hier. Auf den Galerien des Vatican's sind die Zellen für die Cardinäle errichtet, hoch und ziemlich geräumig, die der älteren sind mit grünen Tapeten und Vorhängen geschmückt, mit violettfarbigen die der jüngeren. Der jüngste von allen ist der Cardinal Corsini, in der Mitte der dreißiger Jahre, der, da er wegen seiner Jugend auf die Tiara verzichten muß, den ganzen Tag Poffen treibt und lustige Lieder singt. Die andern gehen lauschend, bedächtig, ernsthaft umher, Jeder mißtraut dem Andern und möchte ihm den Vorsprung abgewinnen. Von Heiligkeit und Frömmigkeit nicht einmal der Schatten, erheuchelte Demuth, lügnerische Andacht. Wie so gut wissen diese Menschen ihr Gesicht zu verstellen. Aber unsere Cardinäle bezahlen sie mit gleicher Münze, sie lassen sich ihr Geheimniß und wem sie den Vorzug geben werden, nicht entlocken. „In unsern

Händen“, sagte mir heute in der Frühe der Cardinal Solis, „liegt die Entscheidung.“ Aber wir sind nicht in eine Tempelhalle, sondern in ein Spielhaus getreten. Umsonst hat der Herr die Wechsler und die Taubenverkäufer aus dem Tempel getrieben, sie sitzen wieder mit rothen Hüten stolzprunkend in seines Vaters Hause und verschachern die heiligste Würde der Christenheit. Nicht der heilige Geist, Satan ist über ihnen. . . Täglich wandert ein Cerimonienmeister durch den Gang, an den Zellen vorüber, zweimal, in der Frühe um sechs Uhr und um zwei Uhr Mittags; er läutet mit einer silbernen Glocke und ruft vor jeder Zellenthür: „Zur Kapelle!“ Bei dem dritten Ruf des Glöckchens trägt der Geheimschreiber das Schreibzeug seines Cardinals nach der Sixtinischen Kapelle, die Cardinäle folgen ihnen und die Wahlhandlung beginnt. Oben in einer Ecke des Wahlzettels schreibt Jeder seinen Namen, unten den desjenigen, dem er seine Stimme giebt, alles mit künstlich verstellten Schriftzügen und siegelt bald mit diesem, bald mit jenem Siegel. Sind die Cardinäle versammelt, so verrichtet der Cardinaldiakon zuerst knieend das Gebet, legt seinen Wahlzettel in den Kelch, den ihm der Cardinal Erzpriester darbietet, nimmt darauf diesen und läßt die übrigen Cardinäle auf gleiche Weise ihre Zettel hinlegen. Die Zettel der franken Cardinäle, die nicht in der Kapelle erscheinen können, werden in

einem besonderen Kästchen, das vorher vor den Augen aller Cardinäle geöffnet, leer gezeigt und wieder geschlossen wird, von drei Cardinälen abgeholt; diese Zettel werden in die kleine Oeffnung des Kästchens geschoben, im Beisein aller Cardinäle herausgenommen und zu den übrigen Wahlzetteln in den Kelch gelegt. Sind alle zusammengebracht, so werden sie durcheinander gerüttelt und in einen andern leeren Kelch gezählt, damit man sehe, ob nicht mehr oder weniger Zettel, als im Conclave anwesende Cardinäle seien. Finden sich die Zettel in der Ordnung, so werden sie aus dem zweiten Kelch auf einen silbernen Teller geschüttelt, der Cardinaldiakon öffnet jeden an der Ecke, wo der Name des Erwählten steht und giebt ihm dem Cardinalarchidiacon, der den Namen des Erwählten laut verkündigt; die anwesenden Cardinäle zeichnen ihn auf ihrer Tafel an und bemerken am Ende die Zahl der Stimmen, die Jeden getroffen. Die geöffneten Zettel werden bei den Worten: „ich wähle“ zusammengeheftet, um sie, wenn die Wahl unentschieden geblieben, bei der Nachwahl zu gebrauchen. Diese Nachwahl um zwei Uhr jedes Tages geschieht in derselben Weise, wie die erste; doch darf kein Cardinal dem seine Stimme geben, dem er sie bei der Wahl am Vormittage erteilt hat und statt der Worte „ich wähle“, heißt es: „ich stimme für“ . . . statt eines bestimmten Namens kann

er auch setzen „Niemanden“, wenn er von seiner ersten Wahl nicht abgehen will.“*)

„Die Jesuiten werden nicht siegen, aber ihre große Zahl und die Ungewißheit, in der wir uns noch befinden, verhindert auch eine günstige Entscheidung für uns. Sicher wären wir nur des Cardinals Malvezzi, der ganz und ohne Rückhalt mit dem Orden gebrochen hat, gegen ihn aber würden auch die Gemäßigten stimmen. Einen eigenen Eindruck macht der Cardinal Ganganelli auf mich, ein stiller, bescheidener Mann, vom Orden des heiligen Franziscus, von leisem Auftreten, mit niedergeschlagenen Augen. Heute, im großen Gange, als ich zufällig vorüberging, fragte ihn der Cardinal Albani: ob er denn nicht Papst werden wolle? Mit einem unbeschreiblichen Blick betrachtete ihn Ganganelli und erwiderte: „Es sind derer zu wenig, um mich zu wählen, und doch zu viele, um mein Geheimniß zu bewahren“. Mir fiel, als er so redete, das Bild eines venetianischen Malers Titian ein, wie der Herr den Pharisäer abweist, der ihn mit dem Zinsgroschen versuchen will. Unsere beiden Cardinäle, mein gnädiger Herr, der Erzbischof von Sevilla, und der Herr Cardinal de la Cerda vom erzbischöflichen Stuhl Toledo's gaben ihm bei der ersten Wahlhandlung am 27. April

*) Ganganelli. Ein Kampf gegen Jesuitismus.

ihre beiden Stimmen, denn unerwartet stieg Ganganelli an diesem Tage von den drei Stimmen, die er bisher gehabt, auf fünf; aber mein Herr wurde stutzig und entzog ihm an den andern Tagen seine Stimme wieder. Wir hörten nämlich Mancherlei und sehr verschiedene Urtheile über Ganganelli. Die ihm günstig waren, sagten: weil er die Jesuiten hasse und des verstorbenen Papstes Ansichten, die Bulle, die jener zu ihrem Lobe erlassen, nicht gebilligt, sei er von allen Staatsgeschäften trotz seiner Klugheit ausgeschlossen worden; dagegen aber sprach es, daß er sich früher oft zu Gunsten des Ordens geäußert hatte, auch in öffentlichen Versammlungen; als er am 24. September 1759 von Clemens XIII. zum Cardinal erhoben ward, geschah es auf den Vorschlag des Jesuitengenerals Ricci und der Cardinal Spinelli soll damals scherzend zu dem Papst gesagt haben: „wenn Du einen Jesuiten ohne Jesuitenkleid willst, nimm den Bruder Lorenzo Ganganelli.“ Uns Spaniern ist er dadurch bekannt, daß er den Prozeß über die Heiligsprechung unsers gottseligen Palafox leitet und sich dem Andenken dieses großen Mannes und Gegner's der Jesuiten stets freundlich bewiesen hat.

„In der Nacht besucht uns gewöhnlich der Cardinal Vernis, ein lustiger Herr, der die Scherzen und drolligen Geschichten liebt, aber doch, wie mir scheint, uns

Spaniern nicht ganz traut, wenn wir auch auf derselben Seite stehen, wie er. Dies ist nun einmal das Land des Mißtrauens und Unglaubens. Bis zu unserer Ankunft hielt sich der Cardinal für den Herrn des heiligen Collegiums und wir haben es in der That seiner Geschicklichkeit zu verdanken, daß keiner von den Schlechten zum Papst gewählt ward. Aber eben so wenig sind wir um einen Schritt vorgerückt, die Jesuitenfreunde vereinigen noch immer ihre eif oder dreizehn Stimmen auf das Haupt Fantuzzi's oder Colonna's; das sagte auch mein Herr heute dem französischen Cardinal, der nichts darauf zu antworten wußte und dafür eine Liebesgeschichte der Fürstin Odescalchi erzählte. Diese Dame hat einen großen Einfluß, in den Dingen der Hofhaltung, in der Ertheilung von Gnadenbezeugungen soll sie bei Lebzeiten ihres Oheims gerade zu allmächtig gewesen sein. Wäre ihr Verwandter, der Cardinal Rezzonico, ein Mann von höflicherem Wesen, von größerer Klugheit, sich bescheiden zu stellen, so würden sie beide einen Papst nach ihrer Wahl haben machen können und Bernis behauptet, daß in den letzten Tagen Clemens' XIII. die Fürstin sich Ganganelli genähert habe, dem sie sich schon oftmals freundlich und ergeben gezeigt. Die Sanftmuth und das Demüthige, das in dem Gesicht und in der Haltung Ganganelli's liegt, zieht die Frauen an und

die Fürstin, die bei ihm, nach Bernis' Meinung, am leichtesten und billigsten ihrer Sünden ledig zu werden hoffte, mag darüber hinaus sich in ehrgeizige Gedanken eingesponnen haben. Aber Rezzonico ist ein täppischer Gesell, ein hochmüthiger, schwerfälliger Emporkömmling, der von den Cardinälen aus den altadeligen römischen Familien mit Achselzucken angesehen wird; dazu hat er sich von früherher viele Feindschaften zugezogen, man zahlt ihm jetzt seine Beleidigungen heim. Ohne diesen Gegensatz zwischen den Anhängern Albani's und Rezzonico's hätten sie längst unsern Widerstand besiegt, aber sie selbst sind uneins und da hier Jeder im Geheimen auf einen seltsamen und merkwürdigen Zufall hofft, der ihm die Tiara verschaffe, können sie sich nicht über einen Andern einigen.

„Heute schreiben wir den 16. Mai und unentschieden hat die Wahl bisher hinüber und herüber geschwankt. Der französische Gesandte schrieb wiederholt dem Cardinal Orsini, dem Botschafter Neapels, er würde sich, wenn ein Gegner der Könige gewählt würde, auf der Stelle nach Frascati zurückziehen. So waren wir durch die Hartnäckigkeit der Jesuiten und ihrer Freunde bis an die Schwelle eines Schisma's gedrängt. Eben kommt unser Herr ganz erstaunt und tiefnachdenklich aus der Kapelle zurück. Einer der beiden Albani's, der Cardinal Alexander, hat sich mit Orsini in ein

Gespräch über Ganganelli eingelassen und die Meinung ausgesprochen: derselbe könne binnen zwei oder drei Tage Papst werden und die Höfe würden ihm ihre Zustimmung geben. Spät am Abend kam Bernis zu uns. „Wenn ihn die Albani's vorschlagen,“ sagte er, „werden sie ihn gekauft haben; ich möchte in ihm nicht den Wächter der Kirche sehen.“ „Die Höfe,“ erwiderte unser Herr, „haben Ganganelli immer zu den Besseren gerechnet, könnte man nicht für ihn stimmen?“ Bernis stugte. „Die Könige werden bei diesem Ordensmann den Kürzeren ziehen, geben Sie Acht! Er ist ein umsichtiger und verschwiegener Mann, der sich zwischen den Parteien zu halten sucht. Ich weiß, daß wir unsere Instruktionen haben und von aller Verantwortlichkeit für das Ereigniß durch sie entlastet werden; wenigstens muß man aber seine Vorkehrungen treffen, damit Ganganelli uns für seine Wahl verbindlich bleibe.“ „Das muß man,“ entgegnete unser Herr. Diese kalte Antwort verdroß den Franzosen, er ging unmuthig von dannen. Unser Herr aber rief: „Das ist ein Windbeutel, dem man kein Geheimniß vertrauen darf. Ich glaube, Ganganelli ist gut und die Albani's betrügen sich selbst, wenn sie in ihm einen Vertheidiger der Jesuiten zu finden hoffen. Aber man muß ihn fesseln, man muß ihn fesseln! Mit ehernen Ketten!“ Und er setzte sich und begann einen Brief

an den Cardinal Ganganelli. Die Albani's, das merkte ich nun, waren durch die Geschenke unsers Königs halb gewonnen worden, alle Cardinäle aber waren der langen Einschließung herzlich müde und sehnten sich nach der Freiheit. Aber der Ehrgeiz läßt diese alten Leute, deren Fuß schon nach dem Grabe schwankt, Krankheit und jede Beschwerlichkeit vergessen, in ihren Betten lassen sie sich hereintragen, Gelähmte, Halbblinde nehmen an diesen Wahlhandlungen Theil. Ist das Deine Kirche, ewige Gottheit? Die Kirche, welche die Heiligen gepredigt, für die das Blut der Märtyrer floß?

„Was für eine Nacht habe ich erlebt! Ist es wirklich noch die alte Sonne, die mich aufweckt? Da tönt das Geläut der Glocke, noch ganz in der Ferne. Den Heiligen sei Dank, die Nachtgesichte fliehen, in zwei Tagen wird die Wahl zu Ende und Ganganelli Papst sein . . . Ob es Viele sein möchten, um diesen Preis? Doch ich habe nur zu gehorchen und will das Geschehene schmucklos erzählen. Wenn wir glauben, daß ohne Gottes Willen kein Ziegel vom Dache fällt, so wird sich auch dies nach dem geheimnißvollen Rathe der Vorsehung erfüllt haben.

„Es war wenige Minuten vor Mitternacht, als mir unser Herr das Schreiben an Ganganelli einhändigte und mir befahl, es demselben in seine Zelle zu

bringen. Ich solle dort bleiben und die Antwort erwarten. „Dringe auf eine schriftliche Erklärung,“ sagte mir unser Herr. „Er ist glatt wie ein Mal und in seinem Kloster an Verstellung gewöhnt. Laß Dich nicht mit Worten abspeisen. Was sind Worte und Eide? Eitel Wind! Sag' ihm das; wenn er die Antwort, wie wir sie wünschen, nicht gäbe, solle er sich keine Hoffnung mehr auf die Tiara machen. Er hätte dann in uns unverzöhnliche, gefährliche Feinde. Sei furchtlos und ohne Umschweif! Er ist nichts ohne uns. Ein schriftliches Versprechen für unsern König! Nun geh' mit Gott, mein Sohn. Komm mit dem Palmzweig wieder, welcher der Kirche den Frieden wiedergiebt.“ Ich ging mit schwerem Herzen, mit leisem unhörbaren Schritt. Wenn man in einem Lande leben will, muß man sich seinen Sitten anbequemen. Hier im Conclave belauscht und beschleicht Jeder den Andern. Zwar sind diese geheimen Besprechungen und Verhandlungen verboten, aber das Gesetz ist in diesem Falle wie so oft ohnmächtig. In dieser Nacht war es merkwürdig einsam und still in den halbdunkeln Gängen und Galerien. Ganganelli's Zelle lag am Ende des Ganges, ein wenig abseits von den andern. Ich hatte länger zu gehen, als ich wünschte, aber ich kam doch unbemerkt an seine Thür. Auf mein Klopfen öffnete sie der Laienbruder Francesco,

der den Cardinal seit Jahren bedient: ein schlichter, einfältiger, gutmüthiger Mensch, der nur eine kleine Leidenschaft für unsern spanischen Taback hat. Ganganelli hatte mich erwartet, mit einer gewissen ängstlichen Spannung erwartet. „Ich sei José d'Aguirra, der Conclavist des Cardinals de Solís,“ sagte ich beim Eintreten. Grüßend neigte er das Haupt und wies mir einen Sessel an, mich niederzusetzen. Sein Antlitz, ich hatte ihn oft genug gesehen, flößt Vertrauen ein, keine Leidenschaft entstellt es, Alles erscheint an und in ihm sanft und gemäßigt. In dieser Stunde indeß war er unruhiger und bewegter als sonst, vielmals schritt er auf und ab, ehe er mich anredete: „Sie bringen mir eine Botschaft des Herrn Cardinals?“ Ich verneigte mich schweigend und übergab ihm den Brief. „Sie kennen seinen Inhalt?“ „Ich kenne ihn nicht.“ „Aber Sie ahnen ihn?“ „Ich habe nur zu gehorchen.“ „Fällt Ihnen der Gehorsam nicht schwer? Sie sind noch so jung!“ „Zwei und dreißig Jahre.“ „Sie werden Ihr Glück machen“ . . . „Ich bin nicht ehrgeizig, Eminenz.“ „Und erfüllt Sie das Schauspiel, das Sie hier um sich erblicken, nicht mit ehrsüchtigen Wünschen?“ „Nein, ich ziehe die Stille dem Lärm der Welt vor“ . . .

„Wie ich,“ erwiederte er. „Ja, wenn die Ver-

fuchung nicht wäre, die Versuchung! Gott behüte Sie, junger Mann!"

„Ein Vorhang trennte die Zelle, hinter ihn trat Ganganelli, um den Brief unsers Herrn zu lesen, doch blieb mir der Blick in diesen abgeschlossenen Raum zum Theil frei. Er las an seinem Tisch mit aufgestütztem Arm, ein tiefer, schmerzlicher Seufzer entfuhr ihm plötzlich. „Ich kann nicht! Ich kann nicht!“ rief er einmal über das andere. Dann las er wieder und seufzte — wie einer, der mit vollem Bewußtsein in der Gewalt eines furchtbaren Leidens ist. Endlich erhob er sich und warf sich vor einem an der Wand aufgehängten Crucifix nieder. Er betete angstvoll, zum Tode bedrängt — ein Schauer des Entsetzens lief über mich hin, ihm wie mir stand blutiger Schweiß auf der Stirn. Ich konnte es nicht länger vor mir selbst verbergen, daß der Brief, den ich ihm gebracht, die Forderung eines Versprechens enthielt: den Orden Jesu nach seiner Erwählung aufzuheben. Was der Cardinal Bernis nicht zu thun gewagt, unser Herr hatte es gethan. Ohne Zweifel war es der einzige Weg, der zum Ziele führte und wenn die Kirche den Stellenkauf verpönt und die Simonie eine Sünde wider den heiligen Geist schilt, so konnte das nicht in einem so ungewöhnlichen Falle gelten, wo die Einheit der Kirche selbst auf dem Spiele stand. Aber mich

dauerte Ganganelli — der arme Mönch, dessen Frömmigkeit allberühmt war, und den nun der Verjucher auf die Spitze des Berges geführt, zu dessen Füßen die Herrlichkeit der Welt lag. Eine Seele im Kampf zwischen Pflicht und Ehrgeiz ... ich pries die heilige Jungfrau, daß sie meinen Sinn vor diesen Verlockungen bewahrt. „Es muß so sein,“ hörte ich ihn dann sagen, „der Kelch geht nicht an mir vorüber. Wollte Abraham seinen Sohn zum Opfer bringen, so ergeht des Herrn Gebot an mich: opfere Dich selbst, dem Frieden der Kirche Deinen Frieden, Deine Unschuld!“

„Nach einer Weile kam er gefasster zu mir zurück, ich hielt das Haupt gesenkt und die Hände gefaltet.

„Sie beten?“ fragte er mich.

„Ich betete.“

„Möge Ihr Gebet in Erfüllung gehen.“

„Amen!“ erwiederte ich mit einem langen Blick auf ihn.

Sein Gesicht wandte er zur Seite und sagte langsam, mit einer gewissen Feierlichkeit: „Ich habe den Brief des Cardinals gelesen und geprüft, meine Absichten sind rein, Gott sei mein Zeuge. Ich finde nichts in dem Schreiben, was ich nicht mit ruhigem Gewissen versprechen könnte und erfüllen würde, wenn es in meiner Macht läge.“ Und da ich schweigend stand, fuhr er fort: „Fordern Sie mehr?“

„Ich nicht, Eminenz; aber der Cardinal de Solis, mein Herr, wünscht eine schriftliche Erklärung Ihrer Eminenz für unsern König“ . . .

„Worüber?“ Sein Auge schob einen eigenen Blick auf mich.

„Dies enthält sein Brief.“

„Ich werde nicht schreiben! Was soll ich erklären? Genügt Euch mein Wort nicht?“

„Es ist der Befehl unsers Königs.“

„Habt man bei Euch die Gesellschaft Jesu so sehr?“

„Niemand liebt sie, wir sind alle getreue Unterthanen des Königs.“

„Und wenn sie der zukünftige Papst aufheben sollte?“

„Wir werden ihn segnen.“ Ich hatte die Ahnung, daß ich jetzt vor diesem „zukünftigen“ stände.

„Nun weiß ich nicht, was in ihm sein Schwanken beendigte . . . sein Gesicht bekam einen strahlenden Glanz, schwebte die Tiara blendend vor ihm? der Gedanke der Weltherrschaft, des höchsten Priesterthums? Entschlossen nahm er die Feder, schrieb einige Zeilen . . . Es war vollbracht . . . Aber nie werd' ich vergessen, wie er mich ansah, als er mir das Blatt gab — erst war es ein Blick voll Schmerz, Klage und Trauer, der Blick einer gebrochenen Seele, die Jäger erzählen, daß der ster-

bende Hirsch sie so anschau — aber allmählig wurde dieser Blick schärfer, dunkler, durchbohrender, wie ein Dolch, der sich mit in's Herz drängte . . .

„Ich war draußen auf dem Gange, wortlos hatte ich ihn verlassen. Durch die Fenster der Galerie dämmerte das Morgenrauen. Unser Herr lächelte ein wenig über meine Verstörtheit, nahm das Blatt und sagte vergnügt: „Es ist gut — er hat sich tüchtig verflausulirt, aber er sitzt im Netz. Schreibe seine Antwort nieder, wir wollen sie den Franzosen zukommen lassen, damit die Komödie geschlossen werde.“ Und so schrieb ich denn: „Ich, Lorenzo Ganganelli, erkenne das Recht des Papstes an, nach seinem Gewissen, unter Beobachtung der canonischen Regeln, die Gesellschaft Jesu aufzuheben, halte es auch für wünschenswerth, daß der zukünftige Papst Alles anbiete, diesen Wunsch der Kronen bald zu erfüllen.“ Als ich geendigt, sagte unser Herr noch: „Drollig, um welch'geringen Preis man die dreifache Krone kauft!“ Ich mochte ihm nicht antworten, daß mir dieser Preis theuer genug erschien. Das Bild des armen, gequälten Mannes wollte nicht von mir weichen.

„Heut im Morgen-Scrutinium des 19. Mai's ist Alles entschieden worden; sechsundvierzig Stimmen haben sich für Ganganelli erklärt, es ist eine einstimmige Wahl, er hat seine Stimme dem Cardinal

Rezzonico gegeben. Alle Cardinäle betheuerten, in dieser wunderbaren Wahl den Finger Gottes zu erkennen. Wollen sie nur die Welt oder sich selbst damit belügen? „Bei St. Denis,“ so schlug mir der Herr Cardinal Bernis auf die Schulter, „wenn Ihr nur nicht den heiligen Geist gespielt habt, Meister Aguirra!“

„Dies ist der wahrheitsgetreue Bericht über die Wahl des jetzt regierenden Papstes, Clemens' XIV., dem Gott ein langes Leben in der Zeitlichkeit und Vergebung der Sünden in der Ewigkeit schenken möge“ ...

Wahrheitsgetreu — Niemand wußte es besser, als der bleiche, erschütterte Mann, dem eben die Rolle aus der zitternden Hand auf den Boden fiel ... Wie in greifbarer Nähe, als würden sie noch einmal vor ihm lebendig, gingen die Bilder jener schrecklichen Nacht an seiner Erinnerung vorüber. Es half ihm nichts, daß er sein Haupt in die Hände barg: sie waren doch da! Die Noth oder die Freude des Augenblicks hatten das Geschehene wohl in den Hintergrund drängen, aber nicht verlöschten können. Wie so tief verstand ihn dieser arme, einfältige Dominikaner, wie so ergreifend bei all' seiner Schlichtheit war sein Ausruf über den Ehrgeiz!

Voll Demuth hatte Ganganelli die Würde eines Cardinals, die er nicht erwartet, nach langer Weigerung angenommen, weder seine Wohnung noch

seine Lebensweise änderte er, die hundert Scudi, die ihm der Papst als monatliche Pension bezahlte, waren sein ganzes Einkommen. Aber in seiner Bescheidenheit und Armuth erwachte dennoch der Ehrgeiz. In seinem Kloster betrachtete und begrüßte man ihn nicht nur als Zierde des Ordens sondern als auserwähltes Rüstzeug Gottes. Auch er war nicht ganz frei von dem Wunderglauben der Zeit. Das Wort, das Benedikt XIV. über ihn gesprochen, fiel ihm wieder ein, von welcher Niedrigkeit zu welcher Höhe war er schon aufgestiegen! Im Traum sah er sich dann auf dem Sessel des Papstes durch die Straßen Rom's getragen . . . was ist ein Traum? Ein Schatten, der dahin weht, wie Rauch und Nebel — der aber doch auf stille, phantastische und empfängliche Gemüther oft einen bestimmenden Einfluß übt. Sprach nicht der Herr in Träumen zu Eli und Samuel? Jetzt, in dieser schmerzlichen Stunde seines Lebens, war er freilich geneigt, in diesem Traume schon den Finger des Versuchers zu erkennen und sich sündiger Ueberhebung anzuklagen. Damals aber erschien ihm der Gang seines Daseins geheimnißvoll, wie unter dem besondern Schutz der Vorsehung. Selbst seine Erhebung zum Cardinal erhob die Sage in das Reich des Wunderbaren. Man erzählte, Clemens XIII. habe einundzwanzig Cardinäle ernannt, die Zahl, welche er früher bei sich festgesetzt; ihre

Namen waren aufgeschrieben, des nächsten Tages sollten sie bekannt werden; allein er zögerte, seine Unterschrift zu geben, ohne recht zu wissen, warum? In der Nacht konnte er nicht einschlafen, der Gedanke quälte ihn, den Bezeichneten noch einen neuen Namen hinzuzufügen und doch wurde er nicht einig mit sich selbst, wem er, unter so vielen Würdigen, diese Ehre ertheilen sollte. Da war's, als rief plötzlich eine Stimme von oben: Ganganelli! Wie ein Blitzstrahl durchzuckte es ihn — er sprang von seinem Lager auf, schrieb diesen Namen zu den übrigen und unterzeichnete. Mit großen Hoffnungen trat Ganganelli in das Conclave ein. Die Cardinäle beachteten ihn zwar kaum, er war arm, still, durchaus ein Mönch, sorgfältig hatte er sich von allen Regierungshandlungen Clemens' XIII. ferngehalten — nicht aus politischer Klugheit, um sich die Gunst der Könige zu sichern, sein mildes Wesen, seine doch philosophisch gefärbte Auffassung des Glaubens und der Kirche schrak vor dem fanatischen Eifer des Papstes, vor dessen mittelalterlichen Ansprüchen den Fürsten gegenüber zurück. Er brauchte nur seinem Genius zu gehorchen, um sich im Gegensatz zu den Jesuiten und auf Seiten ihrer Gegner zu finden, es war nicht schlaue Berechnung. Aus den Händen der Fürstin Odescalchi die Tiara anzunehmen verbot ihm die Klugheit und das Gefühl selbsteigener Würde. Fast während des gan-

zen Conclave's spielte er den ruhigen, besonnenen Zuschauer, von den Parteien entfernt, von keiner aufgesucht genoß er, wie er mit einer Anspielung auf die Verse des Lucretius zu sagen pflegte, von sicherer Stelle aus das Schauspiel eines bewegten Kampfes. Er vertraute seinem Stern, daß auch die Reihe an ihn kommen würde. Die ersten Eröffnungen machten ihm die Albani: er lehnte weder ab noch versprach er. Es bedurfte keines Scharfblicks, um zu entdecken, daß nicht bei ihnen, sondern bei den Cardinälen der Könige der Schwerpunkt der Wahl läge. Und Ganganelli ahnte auch, daß sie ihre Stimmen theuer verkaufen würden. In dieser Stimmung, als er noch uneins mit sich von einem Entschluß zum andern schwankte, jetzt entsagen, jetzt zugreifen wollte, brachte ihm Aguirra die Botschaft der Spanier . . . Wie Jacob mit Jehova, rang er mit seinem Gewissen . . . Der Ehrgeiz siegte — nicht der nackte, eigenjüchtige Ehrgeiz, nein — zugleich der Gedanke, die drohende Spaltung der Kirche zu schließen, der zerrissenen den Frieden wiederzugeben. Um die Jesuiten zu vernichten, wählte ihr edelster Gegner ein schlimmes Mittel zum guten Zweck. Ihr Wahlspruch sollte auch ihn entschuldigen, ihr „zum größeren Ruhme Gottes“ seine Sünde bedecken . . .

Aber ist ad majorem Dei gloriam! der Mantel

der Liebe, den Christus uns empfahl über die Schwächen unserer Nächsten zu werfen?

Ganganelli wagte es nicht mehr zu behaupten, er lag auf den Knien . . . in Herzenszerknirschung, in Trostlosigkeit. „Sünder! Sünder!“ rief es um ihn — ein leiser, dumpfer Ton, wie Donner, der aus der Ferne herangerollt. Hebe dich weg von meinem Stuhl, Unwürdiger! schien das Auge Sixtus' V. zu winken, hebe dich weg! Und es war ihm, als stürze ihn dieser Blitz des Auges immer tiefer in den Abgrund. Dabin seine Entschlossenheit, sein Muth, seine Hoffnung, die er im Gespräch mit Reinhold geäußert. Das Geheimniß seines Lebens — seine erste und einzige große Sünde — gehörte nicht mehr ihm allein, seine Feinde wußten darum . . . War es Großmuth, daß sie ihm dies Dokument übergaben oder wollten sie ihm sagen: du bist in unserer Macht; nicht um unserer Fehler willen, du vernichtest uns, weil du mußt, weil du unsern Feinden ein feierliches Versprechen gegeben, ein Gelöbniß, dem du die Krone verdankst!? Wenn der Anblick äußerlicher Unordnung schon denen, deren Seele die Natur mit der Empfindung der Harmonie weichte, Unbehagen und Widerwillen erweckt, wie muß dann solche innerliche Störung, solch' Zerrwürfniß mit sich selbst ihr Herz zerreißen. Sie haben den ehernen Schild der Selbstsucht nicht, die sich damit vor ihren

Feinden wie vor dem Licht der Wahrheit schützt. Ob Schuld, ob nicht, vorwärts: denkt der Entschlossene, der Selbstbewusste; der Schwache sieht nur seinen Engel klagend das Haupt verhüllen und von ihm fliehen . . .

„O Kreuz von Golgatha, wie schwer bist du!“
seufzte der Papst.

Auch auf ihm lag die Last einer Welt. Als ein Friedensstifter hatte er auftreten wollen, die Streitenden versöhnen, die Irrenden zurückführen. Mit solchen Gedanken hatte er sich dem Volke zum erstenmal auf dem Balkon des Vaticans gezeigt. Höher ließ der Jubelruf Aller, der ihn empfing, sein Herz schwellen. An jenem Tage war er entschlossen gewesen, ein feierliches Opfer zu bringen, ein Opfer, das er für die Erhaltung der Kirche nothwendig hielt . . .

Dieser Augenblick des Muthes, des Willens ging vorüber, bis jetzt war er nicht wiedergekommen.

Größer war mit jedem Tage die Kluft geworden, die ihn von der That trennte; der finstere Schatten, den sie warf, erschreckte ihn.

Anders als er es sich vorgestellt, war das Papstthum in Wirklichkeit. Entfernt von jenem hohen Ideale, kleinlich an Kleinlichkeiten gebunden, eine Würde, die sich überlebt hat. Der Inhalt, der geistige Hauch, der sie einst beseele, ist in Formen erstarrt, zerbricht diese

Formen und das Papstthum ist nicht mehr. Nicht durch seine innerliche Kraft, nur durch seine Schwere hält es sich noch inmitten einer Welt neuer Schöpfungen. Ein tausendjähriger Baum treibt die Kirche noch den Stürmen, aber sie bringt keine Blüthen und keine Früchte mehr hervor. Die Lanze des Unglaubens trifft nur noch einen Leichnam. Alles verstummt, leblos — die Völker des Katholicismus im ärgsten Heidenthum, in der Anbetung der Heiligen, als wären es Götter und Göttinnen, befangen, zurückgekommen in Sitte und Bildung, auf allen Gebieten des Denkens und des Lebens von den Protestanten überflügelt. Wo ist der Retter? Vor seiner Wahl hatte Ganganelli geträumt: er, der Papst, würde es sein! Aber es giebt aus dem Papstthum keinen Weg zur Einfach und Demuth der apostolischen Kirche zurück. Und der Denker konnte sich schon damals der Beobachtung nicht verschließen, daß die tiefsten und erleuchteten Geister aus dem Christenthum heraus einer noch unbekanntem Religion entgegen strebten — einer Religion allgemeiner Duldung und Liebe, welche die starren Formen der Dogmen gelöst hat, die zunächst zwar nur das Bild des Chaos entrollt . . . aber enthielt nicht das Chaos die Keime der Welt? Eins vor Allem will die Menschheit nicht mehr: ein ausschließliches Priesterthum, kein Vermitteln, kein Feilschen zwischen ihr und ihrem Gott. „Keine Priester!“ In dieser Forderung waren Alle einig.

Von den Priestern und den Königen stammt das Unglück der Welt.

Und er war beides — ein Priesterkönig! durfte er sein Gewand zerreißen, das er ganz und unbefleckt seinen Nachfolgern zu lassen doch auch gelobt hatte? „Uns wird die Aufhebung des Ordens nicht zufrieden stellen“, hatte ihm Reinhold gesagt.

Wäge noch einmal, arme Seele! Im Alten beharrend, Dich stützend auf Deiner Vorgänger „wir können nicht“, wirst Du nicht unwürdig in der Reihe der Päpste stehen, Du bist als treuer Hirt nicht von der Heerde geflohen, als die Wölfe sie überfielen — vielleicht ist Dir der Märtyrertod bestimmt, aber stirb still und groß auf dem Stuhl des heiligen Petrus. Der Jesuitismus ist das einzige Schwert, das die katholische Kirche noch hat, zerbrich es nicht! Was ist die Freiheit? Ein Klang des schallenden Erzes, der heute die Menge betäubt und morgen vielleicht verhallt ist. Bedenke, daß die Tyrannen und die Ketzer die Kirche nicht erschüttern konnten. Haben die Winterstürme das Colosseum zu stürzen vermocht? So wird auch diesmal die Barke Christi aus der Meeresfluth wieder emportauchen. . . Aber sieh' auch drüben hin . . . im Morgenroth aufdämmernd eine schönere Welt, alle Menschen in Eintracht wandelnd, dem Tempel der Brüderlichkeit zu; kein Streit mehr um die Geheimnisse des Glaubens; kein Papst mehr thronend in Herrlich-

keit und Pracht, aber auch kein geknechtetes, von Fremden beherrschtes, zerstücktes Italien; die Schätze der Kirche den Armen spendet, denen sie gehören; das Wissen kein Vorrecht der Reichen mehr . . .

Träume des Glücks, werden sie sich erfüllen? Oder ist es das Geschick der Menschheit, in Kämpfen, auf blutigen Bahnen nach ihrer Erlösung zu ringen, ohne sie je zu erreichen?

Der Papst hat das Breve in die Hand genommen . . . „Dominus ac redemptor noster“, beginnt es: „Unser Herr und Erlöser Jesus Christus ist ein Friedensfürst, so haben ihn die englischen Heerschaaren bei seiner Geburt begrüßt und durch seinen Tod am Kreuze, den Himmel wie die Erde umfassend, hat er Frieden gestiftet und diesen seinen Frieden bei seiner Auffahrt den Aposteln hinterlassen“ . . .

Schreib' — mit einem Federstrich befreiest Du die Welt. Wo sind dann die Bannflüche, die Ketzerkriege, die Inquisition? Schreib' — nur Du selbst wirst Deine That büßen und der Rache des Ordens zum Opfer fallen . . .

Trüber brannten die Kerzen, er machte noch einen Gang durch das Gemach und blickte eine Weile durch das Fenster auf den Platz nieder. Was ihm auch in der Seele stürmte, seine Lippen blieben geschlossen. Langsam lehrte er zu seinem Tische zurück und unter-

zeichnete das Breve mit festem Zuge. Ein tiefes Leiden prägte sich in seinem Gesichte aus, wie eine Ahnung, daß fortan sein Leben eine beständige Unruhe sein würde. „Sie sollen nicht glauben, daß ich sie fürchte“, sagte er halblaut. Umschwebten ihn die Schatten allerer, die Gift und Doldch des Ordens getöddtet? Nooh einmal überblickte er die einundvierzig Artikel des Breve's: „Nun ist sie geschehen, diese Aufhebung. Ich bereue es nicht. Ich habe geforscht, geprüft, ehe ich mich entschlossen, ich handle in gutem Glauben, zum Wohl der allgemeinen Kirche. Ich mußte es thun und würde es noch einmal thun, aber diese Aufhebung wird mein Tod sein, mein Tod!“

IV.

Seit dem Beginn des Augustmonats lag eine dumpfe Schwüle über Rom: wiederholt wehte der Scirocco mit seinem giftig heißen Hauche, dennoch hatte der Adel die Stadt nicht verlassen und sich auf seine Willen begeben, selbst die Fremden weilten länger als sonst in diesem Sommer in der Stadt: Alle wollten Zeugen der Aufhebung des Jesuiten = Ordens sein. So gut wurde zwar das Geheimniß des Papstes gewahrt, daß Niemand mit Bestimmtheit versichern konnte, das Breve sei unterschrieben, aber die Meisten erwarteten, die Freunde der Gesellschaft fürchteten es. In solchen gefährlichen Krisen, wo Hoffnung der Einen, Besorgniß der Andern auf das Höchste gespannt sind, möchte man jeden Luftzug fragen: bringst Du die Entscheidung? Bald scheint dies unsere Wünsche zu befördern, jenes sie zu hindern: eine eigene Unruhe

treibt die Menschen umher. Selbst Menino glaubte seines Sieges noch nicht sicher zu sein. Zwei Tage nach der Unterzeichnung des Breve's schrieb er, ohne davon zu wissen, an Tanucci, den Minister Neapels: „Ich mußte meine Arquebuse losknallen und Sie kennen die Kugeln, mit denen sie geladen war. Ich fürchte indessen, es wird noch ein zweites Losfeuern nothwendig sein, denn auf Schritt und Tritt erheben sich Hindernisse.“

Schatten des Unmuths, Schatten des Schmerzes ruhten denn auch auf der Stirn der Fürstin, als sie an diesem Nachmittage mit dem Grafen Dagobert zusammen saß. Seine Erzählung schien sie nur ernster und trauriger zu stimmen und er selbst hatte für den Augenblick seinen Scherz und seine Munterkeit eingebüßt. Am Morgen dieses Tages hatte er den Grafen Xaver Grich Solms mit bestatten helfen . . . In Folge einer tiefen Gemüthsaufregung war seine Krankheit drohender geworden, in der Nacht des zwölften August's hatte der Tod ihr mit dem Leben zugleich ein Ende gemacht. Der Graf hatte gewünscht, daß seine Leiche in Rom bliebe, und der Papst hatte sie in der Kirche zu den heiligen Aposteln beisetzen lassen. Nach Dagobert's Bericht war er sogar in einer geschlossenen Loge der Kirche während der Feierlichkeit zugegen gewesen.

„So ist sie denn frei,“ sagte Faustina, lange nachdem er geendet, ihre Gedanken richteten sich alle nur auf Agathe — „frei und wird nicht ungetröstet bleiben.“

Absichtlich vermied es Dagobert, auf ihre Aeußerung einzugehen, er versuchte eine Schilderung des Leichenzugs, brach aber mitten in derselben ab, da er eine ungeduldige Bewegung seiner Zuhörerin bemerkte: „Vergeben Sie, Frau Fürstin, daß ich Sie so schlecht unterhalte. Aber die Zeiten sind ernst und mir ist, als säßen wir nicht in Rom, sondern in der Wüste der Thebais. Vielleicht werde ich aus langer Weile noch hier zum Heiligen.“

„War Signor Steinbrecher in der Kirche?“

„Gewiß, er gehört ja zu den ältesten Freunden des Hauses.“

„Der Gräfin — wollen Sie doch sagen.“

„Konnte es anders sein? Der Graf Solms hatte nur einen Freund, den Marchese; er hat nicht Recht gethan, zur katholischen Kirche überzutreten.“

„Und Sie selbst hatten die Absicht, es zu thun!“

„Mit mir ist es ganz etwas anders. Ich sehe nicht aus, wie einer, der es ernst mit Himmel oder Hölle meint. Ueber die Religion denk' ich, wie alle vorurtheilslosen Menschen, wie Minardi — darf ich behaupten, auch wie Sie? Wer könnte Rom sehen

und gläubig bleiben? Aber unser guter Graf Solms nahm die Sache empfindsam: das ist's. Um den Himmel zu gewinnen, opferte er seinen häuslichen Frieden, ich wette, die Engel dort oben haben ihn herzlich ausgelacht."

"Und eine Gemüthsaufregung hat ihn getödtet?"

"So heißt es," entgegnete Dagobert ausweichend. Und da ihr Auge forschend auf ihm ruhte, sagte er rasch: "Minardi weiß darum. Mich kümmern solche Verhältnisse nicht. Ich hatte mir vorgenommen, ihn zu schelten, mir wollte es nie gefallen, daß er den armen kranken Mann zu seinen Plänen ausgenutzt, aber ich fand ihn so betroffen von diesem Todesfall, so gedrückt, daß ich meinem Unwillen Schweigen gebot."

Faustina hatte die Lippen zusammengepreßt: "Deuten Sie es ihm übel, daß er seinen Freund von der Untreue seines Weibes unterrichtete?"

"Einer Dame kann ich nichts darauf erwiedern, einem Mann antwortete ich so"; er legte die Hand an den Griff seines Degens. Im Augenblick nachher besann er sich und lachte: "Dies war für die Ehre der Frau Gräfin Solms. Sie ist eine der tugendhaftesten Frauen, die ich kennen gelernt, das mag für die Heiligen nicht viel bedeuten, aber mir gilt es hoch. Mit welcher Aufopferung und Demuth hat sie

an dem Krankenlager eines Mannes ausgehalten, der nicht liebenswürdig war und sie in einem Punkt getäuscht hatte, auf den wir Deutsche Gewicht legen: in seinen Anschauungen und Meinungen, denn die Gräfin wird die Gemeinschaft der Seelen stets einer leidenschaftlichen Liebe vorziehen. Nordischer Himmel, Signora“...

„Nach dem sich Graf Dagobert zu sehnen scheint.“

„Wahrhaftig, Frau Fürstin, heute wäre uns Allen eine Tramontana, ein Wind von den deutschen Alpen, willkommen. Mein Herz liegt wie unter einer Blei-
decke. Es möchte sich erheben und sie abschütteln, aber“ . . .

Nun ging ein Blick von ihm zu ihr — nichts oder Alles sagend, wie ihn das Auge des Andern auffaßt.

Allein Faustina blieb finster. „Wir sind nicht mehr im Carneval,“ meinte sie.

„Darauf könnt' ich mit vielen berühmten Männern erwidern: wir sind immer im Carneval.“

„Die Glücklichen, nicht die Traurigen.“

„Beim Jupiter! Rührt Sie das Geschick des Dresden's? Sind Mönche es werth, daß ihretwegen Thränen in diese Augen treten? Was thäte ich dafür, wenn mir eine flösse!“

Das rief Dagobert so pathetisch, daß Faustina wider ihren Willen lächeln mußte. „Wenn Sie nicht

als ein Wildfang bekannt wären, dürst' ich dies Wort und noch mehr diesen Ton für eine Liebeserklärung nehmen."

"Wollen Sie es so verstehen?"

"Ich bin Ihnen heute nicht im Scherz gewachsen:" sie stand auf und machte einen Gang durch das Zimmer. So hatte Dagobert Muße, ihre ganze Gestalt eine Weile ungestört zu bewundern. Wohl war sie schön, von einer Hoheit des Ausdrucks, die zur Huldigung fortriß, von einer Weiche und Leppigkeit der Formen, welche die Leidenschaft erweckte und den Wunsch des Besizes herausforderte. Dennoch empfand Dagobert mit seiner Reigung zugleich eine gewisse Furcht vor ihr. Ihre Schönheit hatte eine Beimischung dunkler, dämonischer Elemente, die je nach ihrer Gemüthsstimmung schärfer oder schwächer hervortraten. Im Frühling des Jahres, während des Carnevals, hatte sie ihm ein anderes Gesicht gezeigt, jetzt kehrte sie gleichsam wieder die Nachtseite ihres Wesens heraus. Sollte sie in eine Verschwörung verwickelt sein? dachte er. Das Gespräch, das er einst über sie mit Minardi auf der Terrasse ihrer Villa zu Castel Gandolfo geführt, wurde noch einmal lebendig in ihm. Ihrem Reiz und der Gewohnheit eines vertrauten Umgangs war es gelungen, das geheime Widerstreben, das er damals gegen sie empfunden, allmählig in herzliche

Freundschaft, ja in Liebe zu verwandeln — jetzt kehrte ihm, mit dem dumpfen Ton ihrer Stimme, jenes Gefühl zurück. Es war etwas in ihrem Auftreten und ihren Blicken, das ihn erschreckte; er hätte nicht die leiseste Anklage gegen sie erheben können und dennoch traute er ihr eine böse That zu. Wie sehr er dies Mißtrauen verdamnte, es umschürte ihm das Herz. Faustina, über sich selbst erzürnt, hatte eine Ahnung der Gefühle, die sich in ihm regten und so blieb sie in einiger Entfernung von ihm, leicht an den Sockel jener Bildsäule, vor der im Gartenhause des Palazzo del Drago Ganganelli und Ricci einander getroffen, gelehnt stehen: „Ich bin bekümmert und beängstigt, Graf Waldburg, gleichviel, worüber; meine Verdrießlichkeit und Schwermuth sind wenig geeignet, meine Freunde zu unterhalten, mich drückt das Leben und ich wollte oft: ich wäre im Kloster.“

Sprach sie wahr? Dann war sie vielleicht doch in der Stimmung, seine Werbung anzuhören. Er hatte sich ihr genähert: „Im Kloster? Was kann Ihnen das Kloster bieten? Sie werden nicht so viel Schönheit und Geist lebendig begraben wollen. In der Jugend haben wir leidenschaftliche Hoffnungen und Wünsche, die brennen nieder, wie die Fackeln bei einem Feste. Ueberdruß an Allem ergreift uns und vielleicht, wenn uns ein jüngstes Gericht bevorsteht,

hätten wir dann das Recht einer Frage an die Gottheit, warum sie uns mit diesem Ueberdruß noch leben ließ. Aber wir leben einmal! Und da gilt's sich aus den Trümmern ein Glück aufzubauen. Bescheiden, Frau Fürstin — leiden vertragen wir Sterbliche auf die Dauer kein anderes. Und wenn sich nun zwei zusammenfinden, welche die großen Enttäuschungen des Ehrgeizes, der Liebe und des Genusses überstanden haben, sollten sie ihr Loos in Freundschaft und Achtung nicht zu einem verknüpfen?"

„Sie sollten es wohl, wenn das Herz dabei ist.“

„Dies kleine, wetterwendische Ding? Das Herz macht uns unglücklich, der Verstand glücklich.“

„Aber Sie begreifen, daß dies keine Weisheit für uns Frauen ist. All' unser Heil liegt hier,“ und sie legte die Hand auf die Brust.

„Und auch alle Schmerzen?“ Und da sie unwillkürlich mit dem Haupte nickte, fuhr er fort: „Dann hab' ich Ihnen vorhin Unrecht gethan, als ich Ihre Melancholie politischen Dingen zuschrieb“ —

Faustina's Stirn fürchte sich; hatte er sie durchschaut, ihre Liebe zu Reinhold, daß sie verschmäht worden, entdeckt? „Ich trage meine Schmerzen allein,“ sagte sie stolz.

Dies war ein verhängnißvoller Tag für Dagobert, er erkannte seinen Unstern und gab es auf, einen An-

griff, in dem er zweimal zurückgeschlagen war, zum dritten Mal zu versuchen. Und wie um seinen Rückzug zu decken und ihm die Schmach der Flucht zu ersparen, erscholl ein lautes Geschrei in den Straßen, der Lärm der Diener im Hause, die bis in dies stille, nach dem Garten zu gelegene Gemach drangen; ehe noch Faustina gerufen, trat der Majordomo ein: „Die corsischen Soldaten zögen durch die Gassen, nach den Häusern der Jesuiten, das Breve, das den Orden auflöse, werde in vielen tausend Exemplaren ausgestreut“ . . .

Weniger, als Dagobert erwartet, wurde die Fürstin von dieser Nachricht berührt; sie verharrte in ihrem Schweigen, in ihrer brütenden Stimmung. Doch hatte er nun einen Vorwand, sich von ihr zu entfernen, überdies kam gerade als er Abschied genommen, der Marchese, der die Nachrichten des Dieners bestätigte und den Grafen selbst forttrieb, damit die Nachwelt, wie er sagte, doch einen unparteiischen Bericht von dem ersten Eindruck dieses Ereignisses auf die Bevölkerung Rom's erhalte . . .

Dagobert hatte das Zimmer verlassen und die Fürstin machte eine rasche, fast verächtliche Handbewegung ihm nach. Mit großen Schritten ging sie Minardi entgegen. Sein Aussehen bannte sie und auch er blickte sie mit offenerer Verwunderung an —

und so in der Mitte des Gemachs standen sie einander gegenüber, wie Menschen, die sich seit Jahren nicht gesehen und sich nur mit Mühe erkennen. Denn auch Minardi war verändert; die lange, qualvolle Erwartung, das Mißlingen seiner Pläne, der plötzliche Schlag hatten seine geistige Kraft gelähmt, der Tod des Freundes ihn erschüttert. Der Fürstin erschien er wie der Schatten seiner selbst. Eine Weile sagten beide kein Wort.

„Es ist zu-Ende,“ begann er endlich. „Auch der Befehl ist schon ertheilt, den General gefangen nach der Engelsburg zu führen. Seine Weissagung erfüllt sich. Zum Glück sind die Papiere und das Geld des Ordens in Sicherheit.“

„Und so sollte dieser Ganganelli über uns alle triumphiren?“

Minardi hatte nur ein bitteres Lächeln zur Antwort. Dies Lächeln drang wie die Spitze eines Dolches in Faustina's schon empörtes Herz.

In den letzten Regierungsjahren ihres Oheims war ihre Aufmerksamkeit zufällig auf den Cardinal Ganganelli gelenkt worden. Die stolze Frau hatte sich gekränkt gefühlt, daß er sie so gar nicht zu bemerken schien, sie, die doch von dem ganzen Hofe des Papstes mit Huldigungen überschüttet wurde, da Jeder wußte, wie groß ihr geheimer Einfluß auf ihren Oheim war.

Nie erbat Ganganelli für Freunde oder Verwandte eine Gunst von ihr, nie erschien er in ihrem Hause. Diese Vernachlässigung trug sie ihm lange nach, zuletzt hatte sie ihn in der Zerstreung ihres Lebens vergessen. Da wurde einer der Verwandten ihres Gemahls, des Fürsten Odescalchi, krank; der Anstand und noch mehr die Aussicht, durch Freundlichkeit und scheinbar sich aufopfernde Güte das Erbe des schwer Erkrankten, im Todesfalle, zu gewinnen, bestimmte Faustina ihn wiederholt zu besuchen. Bei ihm traf sie den Cardinal Ganganelli, beide Männer waren Jugendfreunde von der Jesuiten Schule in Rimini her. Wie verlegen und einsilbig sich Ganganelli auch bei der ersten Begegnung mit der Nichte des Papstes zeigte, ein Vermeiden war doch ferner unmöglich und Faustina's fesselnde Persönlichkeit, der Reiz ihrer Unterhaltung blieb auf den scheuen und in sich verschlossenen Mönch nicht ohne Eindruck. Er gestand ihr offen, daß er sich ein minder günstiges Bild von ihr entworfen und daß ihn die Wirklichkeit angenehm überrascht habe. Seitdem kam er zuweilen in den Palaß Odescalchi. Der alte Fürst fand eben so viel Vergnügen in diesem Umgang mit dem gelehrten und feingebildeten Geistlichen als seine junge Gemahlin, ja als er starb, empfahl er seine Wittve dem Schutze Ganganelli's. Auf dies Verhältniß, das einige Aehnlichkeit mit dem einer Tochter

zu ihrem Vater hatte und in geistiger Beziehung doch zugleich wärmer und inniger war, baute Faustina ehrgeizige Hoffnungen. Die Herrschaft, die sie unter ihrem Oheim übte, wollte sie über seinen Tod hinaus sich erhalten, sie traute sich und den Anhängern ihrer Familie genug Einfluß zu, um die Papstwahl in ihrem Sinne zu entscheiden. Indeß gestalteten sich die politischen Dinge anders um sie her: andere Mächte, als die Schmeichelleißen, die Gunst und Macht einer Frau traten in den Vordergrund. Unvorsichtig hatte sie einmal zu Ganganelli von ihrem Einfluß im Collegium der Cardinäle gesprochen und durchblicken lassen, daß sie niemand lieber als ihn auf dem Stuhl des Apostels sehen würde. Dies Geständniß ihrer „Seelenliebe,“ wie sie es nannte, wurde von ihm mit Erstaunen, mit Kälte aufgenommen, sei es nun, daß seine Abneigung gegen die Jesuiten ihn von jeder Verbindung mit ihrer Partei fern hielt oder daß er das Anerbieten zurückwies, weil sie es ihm machte. In ihrer Leidenschaft war Faustina nur zu leicht geneigt, das Letzte zu glauben. Hier lag der tiefere Grund ihres Hasses wider den Papst — er hatte ihre Gunst geringgeschätzt und war dennoch, durch ein Spiel wunderbarer Zufälle, Allen unerwartet, zu der höchsten Würde hinaufgestiegen. Seitdem hatte er Schlag auf Schlag gegen die Freunde Mezzonico's und der Odes-

calchi's geführt. Aus den Aemtern, welche die Mitglieder dieser Familien besaßen, waren sie entlassen worden; die Mächte, die Ganganelli erhoben, trieben ihn dazu, die Fürstin aber wollte nur eine persönliche Feindschaft darin sehen. Diese heftige Seele schwankte von einem Aeußersten zum andern, maßlos in ihrer Liebe, maßlos in ihrem Haß. Siegreich hatte das Bild Reinhold's eine Zeit lang jeden andern Gedanken in ihr bekämpft, aber mit seiner Untreue waren die alten Erinnerungen wieder aufgestiegen.

Dennoch mußte Minardi zunächst von dem Tode des Grafen, von Agathen und Steinbrecher erzählen. Man hatte dem Grafen — er sagte nicht, daß er es gewesen — die Nachricht von einer Zusammenkunft seiner Gemahlin und des Bildhauers im Garten des Quirinals gebracht. Diese Kunde wirkte zerstörend auf ihn; statt ihn, wenn auch nur auf Augenblicke mit der Kraft der Eifersucht und Rache zu beiseelen, warf sie ihn ganz nieder. Die Angst, daß sich seine Gattin von ihm scheiden und ihn hilflos sterben lassen würde, umschwebte ihn wie ein drohendes Gespenst. In dieser Furcht, an Entkräftung war er gestorben. Standhaft und geduldig hätte Agathe bei ihm ausgehalten und sei nicht einmal in der Nacht von seinem Bette gewichen. Auch der Papst besuchte den Sterbenden, fand ihn aber schon ohne Bewußtsein. Einen

Tag vorher hatte Minardi eine günstige Gelegenheit benutzt, wo dringende Geschäfte Agathe abgerufen, um ohne Zeugen das Vermächtniß seines Freundes zu hören: es hieß Rache gegen Steinbrecher. Die Gräfin behandelte den Marcheje während dieser Zeit und nach dem Tode ihres Gemahls in untadelhafter, doch eifriger Höflichkeit, heute als er zur Begräbnißfeierlichkeit in ihr Haus gekommen, habe sie ihm ein altes Pfand der — Freundschaft, einen Birkenzweig, zurückgegeben: er könne es sich nicht anders als ein Lebewohl auf seine Wiederkehr deuten. Steinbrecher habe täglich sich nach dem Befinden des Grafen erkundigt, aber er glaube nicht, daß die Gräfin ihn einmal gesprochen; sie habe auch heute nicht durch eine Miene verrathen, daß er ihr näher stehe und theurer als die andern sei.

Faustina schien aus der ganzen Erzählung nur das eine Wort: Rache! herausgehört zu haben. „Und Sie werden Ihren Schwur halten, Minardi?“ fragte sie mit blickenden Augen. „Die Ungetreuen nicht straflos triumphiren lassen?“

„Zu viel Schläge sind auf mein Haupt gefallen, ich habe meine frühere Siegesgewißheit eingebüßt. Aber ich werde mich wieder ermannen, Frau Fürstin, ich ermanne mich. Auch der Entschlossenste ermüdet, wenn Alles sich gegen ihn erklärt und die Freunde

auf seine Ermahnungen taub und unbeweglich bleiben. Jetzt bekommen wir die Arme frei, jener hinsällige Greis hindert uns nicht mehr. Tritt nur der Schlange auf den Kopf, thörichter Ganzanelli, sie kann Dich noch in die Ferse stechen. Eins ist noch übrig: die Rache an unsern Feinden."

Und so sich gegenseitig anspornend gewannen sie allmählig ihre frühere Kraft und Rücksichtslosigkeit wieder. An den empfindlichsten Saiten ihres Wesens war gerührt worden: an Faustina's Liebe, an Minardi's Ehrsucht. Seit Jahren war sein Geschick mit dem des Ordens verschmolzen gewesen, wenn er gleich in seinem Eifer für die Gesellschaft nicht vergessen hatte, für sich selbst zu sorgen, um auch nach ihrem Fall ein Leben, wie es ihm behagte, fortführen zu können. In seinem Zorn über die Unthätigkeit und die halben Maßregeln Ricci's sprach er oft von seiner Abreise nach England, daß er eine Sache nicht länger vertheidigen werde, welche von denen aufgegeben sei, die sie näher anginge, als ihn, dann gefiel er sich in der Ausmalung des ruhigen und genußreichen Daseins, das ihn nach Abschüttelung aller politischen Geschäfte „in dem Lande der Freiheit" erwartete, und betrog sich selbst mit diesen Schilderungen. So verwachsen war er mit dem Orden, daß er sich jetzt, wo dieser aufgehört zu sein, mit dem Zweig verglich, den man vom Stamm des Baumes

gebrochen. Was sollte er noch mit seinem Leben, seiner Thätigkeit anfangen? Er wußte es nicht. Mit klugen Augen hatten die Jesuiten das Rastlose, Uermüdlische in ihm erkannt und es für ihre Zwecke verwendet. Die bedeutende Rolle, die er gespielt, aufgeben, nicht mehr, wie sonst, in tausend Dingen seine Hand haben, sich im Weltgewirr nicht mehr als treibendes Rad fühlen: Minardi ertrug es nicht. Die Ehrgeizigen sehnen die Ruhe herbei, nur um ihr Schicksal anzuklagen, wenn es sie aus Lärm und Glanz in die Stille führt. Ueberdies empfand Minardi die Aufhebung des Ordens nicht allein als eine Niederlage seiner Partei, sondern wie einen Schlag in das Gesicht. Er hatte die Meinung vertreten, Ganganelli einzuschüchtern, durch Schreckmittel auf seine empfindsame Seele zu wirken und sie langsam zu zerstören. Das Entgegengesetzte war geschehen: obgleich sie um das Geheimniß seiner Wahl wußten und seine Ehre und seinen Nachruhm in ihrer Gewalt hatten, zerschmetterte sie Ganganelli mit seinem Blut.

„Es wäre doch besser gewesen,“ sagte Minardi halblaut zu Faustina hinüber, „wir hätten ihn getödtet.“

„Wir können es noch — und gefahrloser jetzt, als vorher.“

Die Seele Faustina's schwell über in Eifersucht

und Bitterkeit. Ihre Liebe zu Reinhold hatte die süßesten und stillsten Träume des Glücks in ihr erweckt, ein eigener Lichtglanz sich über ihr ganzes Wesen angegossen, reiner und schöner war sie sich selbst darin erschienen. Aus dem Umgang mit Priestern, ihren Ränken und Listen, die stets einen nachtheiligen Einfluß auf ein Frauengemüth ausüben, wollte sie sich an seine Brust retten, an die eines echten und wackeren Mannes. Da mußte sie erfahren, daß sie nicht geliebt, daß eine andere ihr vorgezogen würde — diese Entdeckung, die zugleich die tiefste Beleidigung für sie war, riß sie gewaltsam aus ihrer geträumten Welt und stürzte sie in den Wirbel ihrer Leidenschaften zurück. Das Böje in ihr erhob wieder das Haupt, Meduse! hatte ihr Reinhold beim Abschied zugerufen: er sollte sich nicht in ihr getäuscht haben. Der Tod ihres Gemahls machte Agathe von jeder Rücksicht frei, nichts konnte sich ihrer Verbindung mit Reinhold entgegenstellen. Nichts? Faustina ballte die Hand zusammen — so hätte sie die Nebenbuhlerin erwürgen mögen. Trotz der Hoheit ihres Auftretens, einer mühsam angelernten Bildung bewahrte Faustina den wilden Zug ihrer Natur. So auch in dieser Stunde, wo sie laute Verwünschungen ausrufend in dem Gemach umherstürmte, während der Marchese finster brütend vor ihr saß und nur zuweilen die Hände vom Gesicht nahm und sie

mit halbem Blicke streifte. Sie waren beide in der Gewalt des Dämons.

Das Geräusch und Geschrei, das bis zu ihnen geschallt, war längst verstummt, einmal horchte Minardi, sich rasch aufrichtend, als erreiche der Lärm eines fernen Getümmels sein Ohr . . .

„Was haben Sie? Glauben Sie, es sei ein Aufstand ausgebrochen?“ fragte sie.

„Es ist nichts.“

Wieder setzte sie ihre unruhige Wanderung fort — er grübelte weiter.

„Und Ganganelli beschützt diese verbrecherische Liebe?“ fragte sie mehr vor sich hin, als zu ihm gewandt.

„Sie sind beide seine Günstlinge, warum sollte er ihr Glück nicht wollen?“

„Ich aber will es nicht, ich nicht!“ Sie dachte gar nicht daran, ihre Leidenschaft vor ihm zu verbergen. „Sie soll ihn nicht besitzen, diese Heuchlerin mit ihren falschen Blicken“ —

„Sie werden nach Deutschland gehen; wie hätten wir die Macht, es zu hindern? Seitdem der Bildhauer den Andrea erschossen und Ihre eigenen Diener, Frau Fürstin, ihn vor den Dolchen der Banditen gerettet, wagt sich kein Bravo mehr an ihn. Auch ist nicht er, der Papst ist unser größter Feind. All' meine Gedanken sammeln sich in dem einen Punkt, ihn zu vernich-

ten. Gerade die Gefährlichkeit dieses Kampfes reizt mich. Möglich, daß ich darin untergehe, aber wenigstens werde ich nicht feige fallen, wie Ricci."

„Was ist mir der Papst?"

„Und Sie wären nicht von ihm beleidigt?" fragte Minardi ironisch zurück. „Seit wann haben die Frauen ein so kurzes Gedächtniß? Merken Sie denn nicht, daß die Reden Ganganelli's über Sie, andere Empfindungen als die der Verehrung in Signor Reinhold erweckt haben? Diese Deutschen haben so wunderliche Grundsätze über das, was einer Frau ziemt, was nicht."

„Was kann der Papst von Faustina Odescalchi gesagt haben?"

„Die Wahrheit; daß sie eine vornehme Dame und eine Freundin der Jesuiten gewesen ist."

„Marchese, Sie wagen heut viel" . . .

„Wenn ich Baldassare Capponi wäre, würde ich Sie an Deborah, an Judith erinnern, an jene heldenmüthigen Frauen, welche die Feinde ihres Volkes niederschlugen, sei es im offenen Kampfe, sei's durch List. Aber ich bin kein Phantast, ich sage nur: da steht einer, der uns verlegt, beleidigt, unsere Freunde in Ketten geworfen und unsere Zukunft zerstört hat. Es ist römische Art, dafür Rache zu nehmen. Die kleinen Feindschaften, die wir haben, müssen vor dieser

zurücktreten. Denn unser Gegner trägt die Tiara, in diesem Augenblick ist er mächtiger, als seit einem Jahrhundert ein Papst in Rom gewesen. Er herrscht den Cardinälen und dem Adel zum Trotz. Seine Soldaten zügeln das Volk. Wir sind die Letzten einer starken, weltbeherrschenden Partei, wenn nicht die Letzten, doch die Einzigen, die noch Freiheit und Muth besitzen. Vorwärts darum, Frau Fürstin! Schwächliche Herzen verzehrt Liebesgram, nicht das Ihrige."

Nicht die Begeisterung redete aus ihm, er sprach mit seiner gewohnten Kälte, Schärfe und Ruhe: kein sanft überredender Ton, und doch konnte sie sich dem Stahlnetz nicht entziehen, das dieser überlegene Verstand gleichsam über sie warf. Das Verbrechen, das er beabsichtigte, war für ihn eine Nothwendigkeit, es hatte sein Grauen und sein Geheimnißvolles verloren. Faustina, die nur in Leidenschaft handelte, erbleichte doch, als er ihr dann zuflüsterte: ein langjames Gift müsse den Papst tödten . . .

"Wollen Sie mich zur Giftmischerin machen?" rief sie aus.

"D" — begütigte er ihre Aufregung mit einem kurzen Druck der Hand. "Wir mischen es ihm nicht in den Wein, wir laden ihn zu keinem Gastmahl, wie die Borgia's sie liebten. Schon in diesen Tagen hat sich das Gerücht verbreitet: er sei wahnsinnig. Nach der Unterzeich-

nung des Breve's soll er ohnmächtig niedergesunken sein. So fanden ihn seine Diener. „O mein Gott,“ rief er ihnen entgegen, „ich bin verflucht, die Hölle ist meine Behausung! Es ist keine Rettung mehr für mich. Ich habe das Breve unterschrieben!“ Sie lächeln, aber mit solchen Fabeln betrügt sich das Volk. Der Cardinal Simone, heißt es, habe sie seinen vertrautesten Freunden zuerst erzählt. In der Einbildung der Römer wandelt Ganganelli irrsinnig durch die Gemächer seines Palastes, er seufzt compulsus feci! compulsus feci! und wenn er stirbt, werden sie sagen: der Teufel hat ihn geholt.“

„Aber was soll ich in dieser dunklen That?“

„Zu allen Dingen braucht man Freunde und Geld. In diesem Sinne rechne ich auf Sie. Im Wünschen sind wir einig“ . . .

„Nein, nein! Ich will nichts davon wissen“ . . .

„Bis es geschieht.“

„Still! Wenn man uns belauscht hätte!“

Es war Hettore, der hereintrat. Er kam von der Straße. „Es ist aus,“ sagte er fast athemlos, sich den Schweiß von der Stirn wischend. „Der Papst hat das Ungeheuere vollführt, der Orden Jesu ist nicht mehr.“

In dem Hause der Odescaldi waren die Väter der Gesellschaft so lange aus- und eingegangen und

hatten in allen Verhältnissen ein so bedeutames Wort gesprochen, daß die Nachricht, die Hettore brachte, wenn sie auch nur das längst Befürchtete bestätigte, doch bei der Fürstin und der Dienerschaft, die sich dem Jüngling nachgedrängt und bei einem solchen Ereigniß die der Herrin schuldige Ehrfurcht außer Augen setzte, eine nicht zu verkennende Bewegung hervorrief. Mochten die Jesuiten überall gehaßt werden, hier hatte man sie geliebt, verehrt. Indes hatte sich Hettore gesammelt und erzählte:

„Ich ging den Corso entlang, als plötzlich das Volk sich zusammenrottete, die Musik der Soldaten in der Ferne ertönte und die Spitzen ihrer Colonnen sichtbar wurden. Sie gehen nach dem Al Gesù, kommt mit ihnen, schreien sich die Leute einander ermunternd zu. So kamen wir vorwärts. Auf unserem Wege begegneten wir noch anderen Trupps der Corsen, die ihren Hauptmann und einen Prälaten in violetter Rock an der Spitze sich nach den verschiedenen Häusern des Ordens begaben. Wir waren alle still geworden, die Männer sprachen nur leise mit einander. Vor den öffentlichen Gebäuden, an denen wir vorbeizogen, hatte man die Wachen verdoppelt, die Trommeln der Schweizer wirbelten vom Vatican — die ganze Besatzung sei unter den Waffen, man halte sogar Kanonen bereit, um auf das Volk zu schießen, wenn es

zu Gunsten des Ordens einen Aufruhr beginnen würde, behaupteten die Furchtsamsten. Andere waren muthiger und riefen: kommt nur vorwärts, die Corsen sind wackere Burschen und die schweizerischen Bären rühren sich ja nicht. Die Einen bedauerten die Gesellschaft, Andere klagten sie an, nur in einem waren Alle derselben Meinung. Menino fuhr in seinem vierspännigen Wagen stolzprunkend zum Quirinal; er hatte das eine Fenster heraufgezogen und blickte wie ein Sieger umher. Das ist der Spanier! schrie einer, der ihn erkannte und nun erhob sich ein allgemeines Pfeifen und Zischen. Hätte der Kutscher nicht die Pferde angetrieben und sich so Bahn gebrochen, sie hätten ihm den Wagen zertrümmert. Je näher wir dem Al Gesù kamen, desto dichter stand das Volk. Selbst die Corsen rückten nur langsam vor, in einer offenen Karosse fuhr Macedonio, das Breve in der Hand, rechts und links von ihm schritten zwei Offiziere mit gezogenen Degen. Kein Zuruf begrüßte, keine Schmähung traf ihn, in lautlosem Schweigen folgten ihm Alle. Die Pforten des Professhauses waren geöffnet, bis in die inneren Höfe drängten sich die Massen. Mit der Neugier mischte sich in allen Gesichtern ein Zug des Schreckens, als stände ein wunderbares Ereigniß bevor. Weiber lagen auf den Knien und beteten, Viele weinten und schluchzten. Der jüngste Tag ist nicht

ferne, rief ein Bettler, der sich mühsam auf seinen Krücken heranschleppte, der Weltuntergang. Habt ihr in der Nacht die vielen Sternschnuppen gesehen? fragte ein Anderer. Das bedeutet Pestilenz und Hungersnoth. Ja, ja die Zeichen erfüllen sich, die Welt geht unter. Weltuntergang! schrieen dann Alle. Darüber spottete einer: Seid doch keine Narren, die Welt wird nicht einstürzen, weil es keine Jesuiten mehr giebt. Doch das Volk gebot ihm Stille mit seinen lästerlichen Reden. Jetzt rollte der Wagen in den Hof, die Soldaten bildeten zu beiden Seiten eine Schranke, daß Macedonio von den Umherstehenden nicht behindert zu dem Saal des Hauses emporsteigen konnte. Dort, hieß es, erwarte ihn der Jesuitengeneral. Als der Prälat aus dem Wagen stieg, sprang eine alte Frau mit grauem wild flatterndem Haar, die vor einem Heiligenbild in einer Nische des Hofes bisher still gebetet hatte, auf, drängte sich durch die Corsen und vertrat Macedonio den Weg. Sie streckte ihre Arme drohend empor, ihr Gesicht verzerrte sich und der Schaum bedeckte wie bei einer Besessenen ihr den Mund, schon stieß sie einer der Offiziere beiseit, da schrie sie mit der letzten Anstrengung ihrer Kraft: „Das ist der Antichrist! Fliehet den Satan! fliehet ihn!“ und als sie ohnmächtig niederfiel, thaten sich die Thüren zu den Gemächern des Generals auf, er selbst schritt

von seinen Assistenten begleitet heraus. Er ging, auf seinen Stab sich stützend, das goldene Kreuz, das er zu tragen pflegt, mit beiden Händen anfassend, Macedonio entgegen. Der war bei dem Ausruf der Bettlerin bleich geworden, sein Schritt verlor an Sicherheit, das Papier flog in seiner zitternden Hand. „Was willst Du?“ fragte ihn Ricci. Die Stufen der Treppe und so weit man in die innern Räume sehen konnte, waren alle von den Jesuiten, ihren Schülern und Dienern besetzt. Diese hatten Fackeln und das röthliche Licht derselben spielte mit dem Glanz des Sonnenuntergangs in einen feurigen Schimmer zusammen. Niemals hab' ich etwas Großartigeres erblickt: Kopf an Kopf gedrängt Tausende, die Kirche del Gesù röthlich schimmernd, die Gewehre der Corsen blitzend, die dunklen Gewänder der Väter und die bunte Tracht der Soldaten — ein einziger Schlag in all' diesen Herzen, ein Zucken der Erwartung und der Sorge ... denn an den Mienen der Hauptleute merkte ich, daß sie auf einen Angriff von Seiten des Volkes sich gefaßt machten ... „Was willst Du?“ fragte Ricci noch einmal. „Ich bin gesandt, Dir und den Deinigen den Willen Seiner Heiligkeit zu verkündigen,“ antwortete Macedonio. „Du siehst uns in Demuth bereit, ihn zu empfangen.“ Es schien, als weigere sich Mace-

donio das Breve im Hofe vorzulesen, aber Ricci erhob seine Stimme: „Was der Orden Jesu gethan, ist Gott und der Welt bekannt, warum sollen, die hier versammelt sind, nicht vernehmen, welcher Lohn uns dafür wird?“ „So höre denn“ — und Macedonio entrollte das Breve. Die Offiziere umstanden ihn im Halbkreis, mit erhobenen Degen. Er las mit ruhiger und furchtloser Stimme. Obgleich das Volk kaum ein Wort seines Vortrags verstand, horchte es in fieberhafter Spannung. Als aber die Stelle kam, wo der Papst die Aufhebung, Unterdrückung, Abschaffung und Auslöschung der Gesellschaft ausspricht, senkten die Fackelträger ihre Fackeln und das Volk an diesem Zeichen das Geschick des Ordens erkennend, rief dreimal: „Wehe! Wehe! Wehe!“ Ricci indeß und die Väter drückten weder Schmerz in ihren Mienen aus noch klagten sie. Mit keinem Laut unterbrachen sie Macedonio, nur als er geendigt und die Schreiber und Richter vortraten und sich anschickten, die Säle und Zellen des Hauses zu betreten und die Papiere des Ordens zu versiegeln, die Novizen zu entlassen, sagte Ricci: „Ich erwartete bis zu diesem Augenblick eine Reform des Ordens, keine Vernichtung. Doch wie Gott will; sein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden.“ Und wie er sich umwandte und als

Gefangener *), denn ein Offizier schritt neben ihm einher, in das Haus zurückging, in dem er Jahre lang wie ein König geherrscht, wehklagten Alle. Das Volk rühmte seine Tugend und Frömmigkeit, die Heiligkeit seines Ordens; Schluchzen und Geschrei erfüllte den weiten Hof. Bei der zunehmenden Dunkelheit konnten die wenigen Fackeln den Raum nicht erhellen, es war finster und schaurig wie in einem Grabgewölbe. Ich eilte zurück in die Straße. Männer und Frauen standen vor den Thüren der Häuser und erzählten sich flüsternd, was geschehen. Sie starrten sich einander an, als wären sie in einem wirren Traum, es schien ihnen unmöglich, was sie doch sahen und hörten. In allen Theilen der Stadt hatte man in derselben Stunde die Häuser der Jesuiten besetzt und geschlossen. Der Quirinal war hell erleuchtet, die Gesandten der Mächte eilten zum Papst, um ihm für das Breve zu danken. Andere wollten zwar wissen, er ließe Niemand vor sich und irre in Thränen und Herzenangst umher ...

*) Lorenzo Ricci ward am 17. August um Mitternacht aus dem Profeßhause unter scharfer Bewachung nach dem sogenannten englischen Collegium geführt, am 22. September aber in die Engelsburg gebracht. Der Prozeß, den man gegen ihn anstengte war fernlos und blieb erfolglos. Dennoch wagte auch der Nachfolger Ganganelli's, Pius VI, aus Furcht vor dem spanischen König nicht, ihn zu entlassen; Ricci starb in der Burg am 24. November 1775, Freitag, in der Stunde des Mittags.

Weiter kam Hettore in seiner Geschichte nicht, der Faden wurde ihm zerschritten.

In den vorderen Zimmern ertönten Schritte, das Aufstoßen von Gewehren und Säbeln auf dem Fußboden ... Alle blickten sich um, Faustina erbleichte ... Soldaten in ihrem Palaste, in der Wohnung einer römischen Fürstin! Diese Beleidigung, diese Schmach — wagte dieser hergelaufene Mönch aus Rimini sich an dem vornehmsten römischen Adel zu vergreifen? ..

Den Federhut in der Hand, näherte sich der Hauptmann der Wache.

„Ist Signor Hettore Tebaldi unter Ihnen?“

„Ich bin's,“ entgegnete der Jüngling furchtlos.

„Im Namen Seiner Heiligkeit folgen Sie mir, Sie sind mein Gefangener.“

Fünftes Buch.

I.

Durch die stille schweigende Frühlingsnacht, die über Rom lag, schritt ein Jüngling. Zuweilen stand er besorgt still und blickte hinter sich, als fürchtete er, verfolgt zu werden. Aber nichts regte sich in den Gassen, sobald der Lärm seiner Schritte aufhörte. Wenn ihm der Wind den Mantel, den er vor das Gesicht hielt, verschob oder er selbst ihn fallen ließ, um freier ausschauen zu können, hätten seine Freunde bei dem Schein des Mondes in ihm nur mit Mühe Gettore Tebaldi erkannt.

Eine tiefe Verdrossenheit, Unlust und Abspannung entstellten sein jugendliches Antlitz. Eine Seele prägte sich darin aus, die mit sich selbst unzufrieden und zerfallen den richtigen Weg ihres Lebens verloren. Noch trug er ein reiches Kleid, Federhut und Degen, aber es freute ihn nicht mehr, er war nicht mehr stolz dar-

auf. In dem Glanz der Welt, der ihn bisher geblendet, sah er häßliche Flecken. Um ihn war Lust und Freude verschwunden und Dürsterkeit saß auf allen Stirnen. Nur zwei Augen lächelten trotz des schwarzen Witwenschleiers, der sie verhüllte . . . aber diese Augen lächelten ihm nicht, sondern hatten sich ganz von ihm abgekehrt.

Seine Gefangennahme am 16. August des vergangenen Jahres hatte nicht lange gedauert und nichts Drückendes gehabt. In der Engelsburg war ihm ein geräumiges, gut eingerichtetes Gemach gegeben worden. Mit dem leichten Muth der Jugend verschmerzte er den Verlust seiner Freiheit und empfand sogar einen geheimen Triumph in dem stolzen Bewußtsein, daß man ihn für so wichtig und gefährlich gehalten habe, um sich seiner zu bemächtigen. In einem so großen, weltgeschichtlichen Trauerspiel mitgespielt zu haben: das konnte man schon mit einigen Tagen Haft bezahlen. Wessen würde man ihn beschuldigen? Worüber sollte er sich verantworten? Eine Ahnung sagte ihm, jenes Papier, das er dem Papste übergeben, werde die Veranlassung seiner Verhaftung gewesen sein. Nur kannte er den Inhalt des Schreibens nicht; von Buontempi hatte er es empfangen, Minardi ihm versichert, es enthielte wichtige Dinge, die den Papst persönlich beträfen. Wenn in seiner Handlung eine Schuld lag, er hatte doch im

guten Glauben gehandelt. So überredete er sich selbst und beschloß zugleich, seine Freunde in keiner Weise bloßzustellen. Am 20. August, als Rom sich über die Aufhebung des Ordens wieder zu beruhigen begann, war er vor Ganganelli gerufen worden. Hettore ging ungern, lieber wäre er vor den Richtern der Inquisition erschienen. Welche Miene sollte er vor dem erzürnten Oheim und Herrn annehmen? Die eines Reuigen? Dagegen empörte sich sein Stolz und wieder gelang es ihm nicht, den alten Troß hervorzukehren. Mit ernstester Milde nahm ihn der Papst auf, er klagte ihn nicht an, er bedauerte ihn als einen Verführten. „Der Hochmuth, die Weltlust und die Rathschläge der Bösen haben Dich auf den Pfad des Irrthums verlockt,“ jagte er. Gesenkten Blicks hörte der Jüngling seine Ermahnungen an. Sie berührten wohl sein Herz, aber sie drangen nicht in dessen Tiefe. Als der Papst die Fürstin und den Marchese tadelte, erwiderte er: „Du kennst sie nicht, heiliger Vater; sie thaten mir Gutes, als Alle mich verlassen hatten.“ Dieser Vorwurf fränkte Ganganelli, aber seine Freundlichkeit blieb sich gleich. Er hätte Hettore's Mutter und der Gräfin Solms versprochen, für ihn zu sorgen, das wolle er thun, unter der Bedingung, daß Hettore gehorchen lerne. Gehorchen? Hettore stuzte, erschrak, ballte die Hand. Hatte er nur darum Unabhängigkeit und Freiheit ge-

nossen, um die Qual des Gehorsams desto bitterer zu empfinden? Ganganelli fuhr fort: er glaube nun selbst, sein Nefse passe nicht für den Stand des Geistlichen und Gelehrten, sein Heldenstück vor dem Hause des Cardinals Bernis weise ihn in eine andere Lebensbahn, in dem Dragonerregiment, das in Garnison zu Bologna läge, sei eine Offiziersstelle offen, dort solle er eintreten, morgen schon, wenn er wacker und tüchtig sei, könne er auch in diesem Stande dem Staate nützen und seinen Namen zu Ehren bringen. Hätte ihm damals, im Castel Gandolfo, an jenem Morgen, wo er ein Bittender in der Galerie des Palastes stand, der Papst diese Worte gesagt, wie eine Botschaft des Himmels würde sie Gettore aufgenommen haben. Jetzt kamen sie zu spät; jetzt bedeuteten sie für ihn nur Trennung von seinen Freunden, Verbannung, eine harte Dienstbarkeit. Morgen schon sollte er Rom verlassen, ohne die Fürstin, ohne Agathe zu sehen? In einer traurigen Stadt sich verschließen, wo ihm der Marchese noch jüngst von den großen Reisen gesprochen, die er mit ihm zu unternehmen gedächte? Nimmermehr, er brauchte den kärglichen Sold eines Offiziers nicht, beinahe fühlte er sich schon als den einzigen Erben des reichen Minardi. Er suchte noch einen Vorwand, die Gunst des Papstes abzulehnen, aber er war kein Meister der Lüge und Verstellung und gestand endlich: er wolle sich nicht

nach Bologna in's Exil schicken lassen, sondern bei seinen Freunden bleiben. Dies Alter und diese Jugend konnten sich nicht verständigen. In Hettore's Brust wurzelte ein tiefer Argwohn gegen seinen Oheim, den sein Verkehr mit den Jesuiten noch bestärkte. Auf Augenblicke flöhte ihm die Würde und Hoheit des Papstes jene fast kindliche Ehrfurcht ein, die dem echten katholischen Gemüth vor dem „Stellvertreter Gottes“ anerzogen ist; aber ein Etwas in seinem Innern widerstrebte immer. Er verzieh es dem Papste nicht, daß er bei seiner Rückkehr aus Haimwald seine Hoffnungen so grausam getäuscht hatte. Warum sollte er jetzt in das Begehren desselben willigen? Ganganelli mochte ihn noch länger in der Engelsburg festhalten, seinen Willen sollte er nicht beugen. Für seine Freunde zu leiden hatte für Hettore's stolze Seele etwas Begeisterndes. Der Papst entließ ihn ungnädig, aber er sagte ihm zugleich: er sei frei. „Fortan,“ sprach er, „erwarte nichts mehr von mir. Meine Freundschaft hast Du verscherzt und die der Bösen vorgezogen. Sieh nun selbst zu, daß Du nicht in den Abgrund stürzest.“ Groll im Herzen, den Kopf trotzig aufgeworfen, hatte Hettore den Quirinal verlassen.

Seitdem hatte er sein früheres Leben fortgesetzt und sich noch inniger an Minardi angeschlossen, der jetzt seine einzige Stütze geworden war. Die Partei der

Jesuiten pries seine Standhaftigkeit, daß er entschlossen das Anerbieten des „neuen Belsazar“ zurückgewiesen.

Dennoch regte sich die Reue in ihm. Agathe tadelte sein Benehmen und gab dem Papst Recht, daß er nicht ferner seinen Umgang mit dem Marchese habe dulden wollen. Dies war der erste Vermuthstropfen in dem Kelch seiner Freude. Und andere bittere Erfahrungen blieben ihm nicht erspart. Wie verstoßen auch vor ihm Minardi sein geheimnißvolles Werk betrieb, das entzog sich Hettore's Wahrnehmung doch nicht, daß ein Schlag gegen seinen Oheim vorbereitet werde. Er liebte ihn nicht, er war ihm abgeneigt — aber von dieser Abneigung bis zu einem Angriff war ein weiter Weg und Hettore gedachte ihn nicht zu gehen. Es schmerzte ihn, daß die Personen, die er als Vorbilder der Tugend und Ritterlichkeit angestaunt und verehrt, daß die Fürstin und der Marchese diese fleckenlose Reinheit nicht bewahrten und sich in dunkle Unternehmungen einließen. Noch war Alles, was sie von ihm forderten, unverfänglich, dennoch beunruhigte ihn schon im Voraus der Ausgang. Konnte er sich von ihnen nicht losreißen? Nein, ihn band die Pflicht. Sie waren seine Retter, seine Wohlthäter. Nur das Haus Faustina's konnte er noch seine Heimath nennen. Seine Aeltern in Pesaro hatten ihn längst wie den verlorenen Sohn aufgegeben; mit dem Zorn des Pap-

stes beladen, wie durfte er sich vor ihnen zeigen? Und die Sterne, die ihm aus Agathens Augen geleuchtet, verhüllten sich ihm mehr und mehr. Es war kein Zweifel, daß sie am Ende ihres Trauerjahres sich dem Bildhauer vermählen würde, ihre Liebe den Rücksichten ihrer Stellung und ihres Ranges vorziehend. Ihn beachtete sie kaum noch, sie hatte nicht einmal jenen Blick des Mitleids mehr für ihn, den sie ihm zuweilen geschenkt. So entschleierte sich die Welt vor dem Jüngling, wie vor uns Allen . . . und sie war freudlos, kalt, hart, unnahbar. Der Schmerz, mit dem ihn diese Erkenntniß erfüllte, wurde nur von dem Groll aufgewogen, den er gegen den Räuber seines Glückes hegte. Längst hätte er Gelegenheit zum tödtlichen Zweikampf mit Steinbrecher gesucht, aber Minardi widersetzte sich. Wer einer Partei angehöre, dürfe sein Leben nicht waghalsig in eigener Angelegenheit auf das Spiel setzen. Und so mächtig war der Einfluß des Marchese auf den Jüngling und dieser durch Dankbarkeit und Furcht so stark gefesselt, daß er diesem Befehle gehorchte. Was er, wenn er seinem Herzen hätte folgen können, gesucht, flog er: eine Zusammenkunft mit Steinbrecher. Im Angesicht seines Gegners traute er seiner Selbstbeherrschung nicht. Aber indem er ihn mied, mußte er auch dem Anblick Agathens entsagen. Um welches Opfer, rief er schmerzlich bewegt aus, genießt man das

Leben! Wie so anders wäre Alles gekommen, hätte er in jener Nacht sich nicht aus Haimwald geflüchtet und die abenteuerliche Reise nach Rom angetreten. Aber die Jugend ist an Hoffnung wie an Verzweiflung reich, sie mißt Alles mit dem Maßstab der Uebertreibung. Zu Pferde, an Dagobert's und Minardi's Seite, auf einem Spazierritte gen Livoli, wenn der Marchese die fremde, große Welt, Paris, London, Petersburg schilderte, davon sprach, daß sie bald, er und Hettore, diese Städte sehen würden, vergaß der Jüngling seinen Kummer . . .

In der Einsamkeit der Nacht kommen die bösen Gedanken, die Gespenster der Vergangenheit und die Borgesichte einer finstern Zukunft. Sie ängstigten in dieser Stunde den langsam wandernden Hettore. Die Botschaft, die er an den Advokaten Achilli auszurichten hatte, bedrückte ihn, wie wenig er auch ihren Sinn verstand. Warum verbarg ihm der Marchese seine Pläne? Warum spann er sich auch vor ihm in ein immer dichtereres Geheimniß? Bedachte er ein Verbrechen? Schreckte Hettore, gleichsam durch den Instinkt seiner besseren Natur gewarnt, davor zurück oder entsprang sein Unmuth nur aus verletzter Eitelkeit, daß man ihm die Kenntniß dieser Dinge vorenthielt?

Einige Wochen nach der Aufhebung des Ordens, als Lorenzo Ricci mit seinen Assistenten, den Vorstehern

der Gesellschaft, in der Engelsburg gefangen saß, nirgend im Kirchenstaate, wie man gefürchtet, ein Volksaufstand ausbrach, hatte die Wachsamkeit der römischen Polizei gegen die Freunde der Jesuiten nachgelassen. Alle gestanden, daß sie die Ausführung des Breve's für schwieriger und gefährlicher gehalten, als sie sich nun in Wirklichkeit zeigte. Die katholischen Fürsten brachten dem Papst ihre Glückwünsche wegen der Vernichtung eines Ordens dar, aus dessen Mitgliedern sie bisher ihre Beichtväter genommen, den sie als Schild und Schwert des Glaubens verehrt. In feierlichster Form wurden die päpstlichen Besitzungen in Neapel und Frankreich, Benevent und Avignon, die unter dem Pontificat Clemens' XIII. von den Königen besetzt worden waren, dem Stuhle Petri wiedergegeben. Das Gewitter hatte ausgetobt, der Himmel der Kirche strahlte in ungetrübtem Lichte. Nie, behaupteten die Freunde und Vertrauten Ganganelli's, sei er heiterer gewesen, als in den ersten Tagen nach der Vollstreckung des Breve's. Die Last war endlich von seinem Innern abgeschüttelt, er hatte die Freiheit des Handelns wieder. Wenn er auch im Stillen den Jesuiten verrätherische Absichten gegen sein Leben zutraute, äußerlich hätte er in diesen Augenblicken keine Besorgniß blicken lassen dürfen. So waren denn einige weissagende Nonnen und Bernadina Renzi als die letzten Opfer von der

Polizei eingezogen worden. In einem Gesichte hatte Bernardina ein großes Feld mit den schönsten Blumen erblickt, die aber nicht wachsen konnten, da eine finstere Wolke ihnen die Sonne entzog. In diese Betrachtung versunken, vernahm sie eine Stimme, die ihr sagte: der Papst ist gestorben! und alsbald zerriß die Wolke und sie sah die gebeugten Blumen emporsteigen und herrlich aufblühen. Damit endete ihre Laufbahn als Prophetin, die Burg nahm sie auf. Die adeligen Familien aber, wie sehr sie auch einer Hinneigung zu den Jesuiten verdächtig waren, wie bereitwillig sie in ihren Schlössern die Väter aufgenommen hatten, wagte man nicht zu belästigen; eine Haussuchung, die man bei dem Marchese und dem Advokaten Achilli veranstaltet, war vergeblich gewesen; bei ihnen so wenig als in den Häusern des Ordens selbst fanden sich Schriften, die eine Anklage gerechtfertigt. Vorsichtig und klug verriethen sich Ganganelli's Feinde mit keinem Laut, keinem Blick. Sie äußerten sich weder zustimmend noch ablehnend über die kirchlichen Angelegenheiten, sie spielten die Gleichgültigen. „Wie sollen wir uns über ein Ereigniß wundern,“ sagte Minardi mit seinem kühlfsten Ton, „daß die Welt seit vier Jahren erwartete und das gerade so nothwendig geworden, wie daß in jedem Jahr ein grüner Donnerstag ist?“

Am venetianischen Platz erwartete Achilli's Diener Hettore.

„Jupiter erleuchtet,“ sprach der Jüngling und deutete mit der Hand nach den Sternen.

„Saturnus strahlt um so heller,“ war die Antwort.

Diese Worte hatte man als Erkennungszeichen verabredet. Dann führte der Alte Hettore in ein Haus, von dessen Hofe man durch eine halb verfallene Thür in der Seitenmauer in den Hof Achilli's gelangte.

Des Advokaten Gesicht war in den letzten Monaten noch gelblicher und furchenvoller geworden. Bei dem Schein einer mattbrennenden Lampe saß er über ein Buch gebeugt, in dem er eifrig zu lesen schien. Er erhob sich nicht, dem Eintretenden entgegen, sondern grüßte nur flüchtig, den Kopf halb zu Hettore wendend und sich darauf wieder in seine Lektüre vertiefend. Hettore, an das wunderliche Benehmen Achilli's schon gewöhnt, suchte sich einen Sessel und träumte weiter, in jenen Gebilden, die bei seiner Wanderung durch die Gassen seinen Geist beschäftigt hatten.

„Ein goldenes Buch,“ blickte endlich der Advokat auf, „die Regel des heiligen Ignatius. Sie wird wieder Geltung erlangen, sie wird! Wie Hunde hat man uns verjagt, als Wölfe werden wir wieder kommen.“ Seit der Vernichtung der Gesellschaft erging sich Achilli in solchen Reden und Minardi selbst

hatte geäußert: er schien seinen Verstand verloren zu haben. So achtete Hettore nicht auf ihn, bis er fragte: „Was treibt der Herr Marchese?“

„Er arbeitet viel in seinem Laboratorium.“

„Arbeitet er? Gut! Goldmachen ist eine schöne, edle Kunst. Aber ich kenne noch eine bessere.“ Plötzlich abspringend, rief er: „Ein prächtiger Zug war es, als jüngst Seine Heiligkeit sich nach dem Vatican am Tage der Himmelfahrt unsers Heilands begab. Wie das glänzte und prangte, die Helme und die Schwerter seiner Soldaten, Nebucadnezar sah nicht prächtiger aus, als er von der Zerstörung Jerusalems heimkehrte. Und er ließ das Jubeljahr verkündigen, eine allgemeine Vergebung der Sünden, er segnete das Volk unter dem Lärm der Trompeten und dem Gwivaruf der Menge. . . Herr, glaubt Ihr, daß er die Pforte des Jubeljahrs aufschließen werde?“

Von jedem Andern ausgesprochen, würde diese Frage Hettore aufgefallen sein, im Munde Achilli's erschien sie nur als eine seiner Ueberspanntheiten, die zu seltsam waren, als daß sie einer Erklärung bedurften und so entgegnete der Süngling gleichmüthig: „Warum sollte er nicht? Mein Oheim erfreut sich der besten Gesundheit, er wird das nächste Jahr wohl erleben.“

„Und die Prophezeiungen der Seherinnen? Sind sie eitel Dunst?“

„Laßt mich in Ruhe und vernehmt die Botschaft des Marchese.“

„Redet, ich bin ganz Ohr.“

„Er fragt Euch, ob Ihr Euch noch mit der Goldtinctur beschäftigt?“

„Antwortet ihm: immer.“ Und er zog ein Täfelchen aus dem Busen und drückte es an seine Stirn. „Die Namen, die hier stehen, lese ich wieder und wieder, um sie nicht zu vergessen.“

„Was für Namen?“ Hettore wurde neugierig.

„Die Namen der geheimen Naturkräfte. Was versteht Ihr davon? Ihr seid noch zu jung, als daß man Euch in die Geheimnisse der ägyptischen Kunst einweihen könnte. Später, mein Kind, später!“

„Ich beneide Euch um Eure Geheimnisse nicht,“ entgegnete Hettore stolz. „Wenn ich sie wissen wollte, würde ich den Marchese darüber befragen.“

„Gewiß, Ihr seid sein Günstling“ . .

„Benigstens bin ich nicht sein Diener“ — und, dachte er bei sich, auch nicht sein Narr, wie Du. „Der Marchese,“ fuhr er fort, „sendet Euch dies Kästchen“ —

Eine große Veränderung ging da mit Achilli vor. Bisher hatte er still am Tisch gefessen, mit Augen und Gedanken, die mehr bei der Regel Loyola's als bei dem Gespräche weilten, daß er mit seinem Gaste führte.

Als er aber das kleine, mit schwarzem Sammet überzogene Kästchen sah, sprang er auf: seine Augen funkelten wie, den Märchen nach, die Augen der Schlangen blißen sollen, wenn sie die Krone auf dem blauen Tuche gewahren. Die schlaffen eingesunkenen Züge seines Gesichts wurden wieder fest, als ströme eine neue lebenspendende Ader durch sie hin. Rasch hatte er es dem Jüngling aus der Hand gerissen und hielt es triumphirend in die Höhe: „Gesegnet sei diese Stunde! Nun wird Jupiter erblaffen und der alte Goldkönig Saturnus wieder in Herrlichkeit aufgehen.“

Hettore starrte ihn an, wie man einen Irrsinnigen betrachten mag. Aber es war etwas in dem Ausdruck Achilli's, das ihn stutzen ließ. Er wollte Gewißheit haben, daß man seine Unkenntniß und Unschuld nicht gewissenlos zu einem Verbrechen ausbeutete. Ein Verbrechen . . . woher kam ihm dieser Verdacht? Minardi hatte ihn oft seinen Sohn genannt und er beschuldigte ihn nun, wenn auch nur in seinem Herzen, einer Frevelthat. Allein der Gedanke war da und nicht zu bannen.

„Deffnet das Kästchen,“ herrschte er dem Alten zu.
„Deffnet! was ist darin?“

„Was drinnen?“ lachte Achilli und er war wieder der blöde, wunderliche Greis. „Ihr verachtet ja die ägyptische Kunst. Warum wollen Eure ungläubigen

Augen in die Geheimnisse des Daseins blicken? Wie Merkur und Mars sich verbinden und neue Kräfte erzeugen?"

„Still mit Euerm Geschwätz! Deffnet!"

Besser, sagte sich Achilli, der Marchese hätte mir einen Bettler oder einen Tölpel als diesen Hitzkopf geschickt; jetzt galt es, die Zweifel und den Argwohn Hettore's zu beruhigen. „Signor Tebaldi," sagte er darum mit ernstem, verweisenden Ton, „vergeben Sie einem alten Manne, aber Sie handeln wie ein Knabe. Der Marchese vertraut Ihnen eine Sendung an, weil sie zu kostbar für die Hände eines Dieners wäre und Sie mißbrauchen so sein Zutrauen. Deffnen Sie selbst, ich bitte darum, es sind Tincturen, die Niemand als eben wir Alchymisten zu benutzen verstehen; wir allein kennen ihren Werth. Für Andere sind es Mischungen von Wasser, Essig und Salz."

Das Kästchen war schon geöffnet, als er noch redete. Es enthielt nichts als drei Phiolen mit hellen Flüssigkeiten. Beschämt stand Hettore.

„Felice notte, Signor Achilli," damit wollte er sich entfernen.

„Ihr seht Euer Unrecht ein, Ihr seid ein wackerer Jüngling." Und ihn bei der Hand fassend, hielt er ihn am Tische fest. „Die Hauptsache bei den chemischen Prozessen ist die Scheidung. Aber es bedarf

scharfer Säuren, um gewisse zähe Stoffe aufzulösen. Ich hoffe, daß der Marchese diesmal das Richtige getroffen hat. Ja, wenn man sich ganz der Alchimie widmen könnte! Allein bei meinen Geschäften, ich habe nur die Stunden der Nacht dafür übrig. In der Kürze unsers Lebens durchwandeln wir nur eine Spanne Raum in dem unermesslichen Gebiet der Wissenschaft. Wir sterben oft, ehe wir die Wirkung unserer Mühen erkannt. „Um, sagte der Marchese vielleicht, welche von den Flüssigkeiten ich wählen sollte?“

„Die weiße; sie zersetzte am besten, aber freilich auch am langsamsten.“

„Wohl. Die bläuliche wirkt augenblicklich, aber sie färbt die Stoffe und die grünliche schmeckt bitter, war's nicht so?“

„Genau so, Signor!“

„Lebt wohl; ich danke Euch, Signor Tebaldi. Grüßt den Marchese; nun wollen wir den bösen Jupiter aus seiner Höhle treiben, mag er sich auch noch so gut hinter Kobolden und Zwerge versteckt haben. Das wird eine Schlacht geben! Wenn die Flammen aufschlagen, das Blei zischt, das Gold schmilzt und die heilige Flüssigkeit tropfenweise hinabträufelt! Nein, die Weisheit der alten Aegypter und des frommen Pythagoras, der sie in Italiens Boden verpflanzte, ist nicht verloren, sie lebt in uns wieder auf“ . . .

Und er ist doch ein Irrsinniger, meinte Gettore, als er, aus dem düsteren Hause getreten, im klaren Schein des Mondes sich auf dem venetianischen Plage umblickte. Er schüttelte sich, um sich ganz von dem Alp zu befreien, der ihn oben bedrückt. Auf die Stufen einer nahegelegenen kleinen Kapelle setzte er sich nieder, um seine Gedanken zu sammeln und aus der phantastischen Welt in die Wirklichkeit zurückzuführen. Je ruhiger er wurde, desto leichter zerfloß der Schimmer, den seine Aufregung über die Begebenheit des Abends gebreitet. Statt des Schrecklichen, das er darin erblickt, gewann Alles einen grotesken Anschein. Der alte Mann, vor dem er sich gefürchtet, bot ihm jetzt mit seinem Jupiter und Saturnus nur einen Stoff zum Gelächter dar. Dies allein war ihm räthselhaft: trieb Minardi seinen Scherz mit Achilli oder nahm er es ernst? Da fiel ihm ein, daß Graf Dagobert neulich gesagt, daß die Freimaurerei, das Geistersehen und die Weissagungen von denen des Jesaias bis zu den erhabenen Bernardina's darum so eigenthümliche Erfindungen seien, weil Niemand wisse, wo in ihnen der Verstand aufhöre und die Tollheit anfinge . . .

Er erhob sich von den Stufen — der böse Traum war entschwunden.

Doch machte er nicht viele Schritte, eine Gestalt im braunen Gewand, mit dem Strick der Franziskaner

umgürtet, kam aus einer der Seitengassen und hemmte seinen Weg ...

„Bruder Francesco!“

„Signor Hettore!“

Und nun nach den ersten Begrüßungen die Fragen: „Wie geht's Euch? Was macht Eure Gesundheit?“ von Seiten des Jünglings; darauf der Alte: „Wo habt Ihr nur so lange gesteckt? Ihr seid ein Wildfang und ein vornehmer Herr geworden. Ihr bereitet dem guten Papste so viel Kummer und mir auch! Ihr solltet Euch bessern —“

„Aber Ihr liebt mich noch, Francesco?“

„Muß man Euch denn nicht lieben, wenn man Euch sieht? Ihr seid so stattlich und schön. Ach, daß der schönste Engel der böseste sein mußte! Abithophel hat Absalon verführt und der Marchese Minardi Euch!“

„Laßt's gut sein. Für Euch bin ich der Alte. Aber wo kommt Ihr her in der späten Nachtstunde?“

„Das Nachtschwärmen ist ein Vorrecht der Jugend, nicht? Und den jungen Herrn darf man nicht fragen, wo er verweilt hat?“

„Macht nur des Vertrauens Anfang.“

„Auch wir Alten haben so unsere Wege. Keiner Geliebten nach, in keine Weinschenke. Es ist lange her, daß ich die Wege nicht gegangen. Aber jung sind wir alle einmal gewesen. Wir haben auch den Mond und die Sterne mit verliebten Augen angeblickt.“

„Dho, Vater Francesco!“

„Ja, ja, Schönchen Hettore! Und unser Herr, der Papst, sagte mir, es würde eine rührende Geschichte sein, wenn sie ein Dichter in Verse bringen wollte.“

„Was? Eure Liebesgeschichte? Die erzählt, ich begleite Euch.“

„Bedenkt, sie ist nicht in Versen. Schlichtweg, weiß auch nicht, was der Papst daran gefunden hat. Ich bin aus den Bergen gebürtig, hinter Palestrina, aus wilder und rauher Gegend. Rocca di Cave ist meine Heimath. Armer Leute Kind trieb ich die Heerden auf die spärlichen Weiden. Ein Maler von der französischen Schule in Rom streifte in der Landschaft umher und war ganz Staunen und Bewunderung, als er mir einmal begegnete. Er verglich mich mit irgend einem heidnischen Gotte und bat mich, still auf meinem Felsenstück sitzen zu bleiben, holte sein Buch heraus und fing an, mich zu zeichnen. Jung war er nicht mehr, er gehörte zu den Vorstehern der Schule und hatte einen berühmten Namen. Da ich ihm gefiel, kam er mit mir in unser Dorf und wohnte in dem alten Schlosse der Colonna's, wo der Kastellan ihn aufnahm. In den Abendstunden, wenn ich mein Vieh eingetrieben, ging ich zu ihm und er redete Vieles und Mancherlei mit mir. Es mag nur wenig Leute

in der Welt geben, die geschiedter sind, als er es war. Und beim Abschied sagte er immer: „Francesco, geh' in die Welt! Du wirst Dein Glück machen; was willst Du unter den Bauern?“ Das summt mir vor den Ohren Morgens und Abends. Die Welt, die Welt! Nun war mir von den Töchtern unsers Nachbars die eine gewogen, sie war so schön und holdselig, daß sich gar nichts auf Erden ihr gleichstellen läßt und ihr Gesicht leuchtete mir damals heller als die Sonne. Die hatte der Maler auch gesehen und er wollte sie zu einer heiligen Jungfrau abconterfeien. Mir war's nicht lieb, es ärgerte mich, daß Alle das Angesicht meiner Geliebten anschauen und ihre Bemerkungen darüber machen sollten. Aber sie drang in mich, der Maler gab uns eine Handvoll Goldstücke, so ließ ich es geschehen. Diese Goldstücke — das war der Glanz der Welt. In Rom und Paris, sagte der Maler, als wir uns bedankten und über die Größe seines Geschenkes uns wunderten, würdet Ihr das Geld noch leichter verdienen, Haufen von Gold. Da sah der Pfeil uns im Herzen. Wir beide, sie und ich, wir waren die Schönsten und Klügsten in Rocca di Cave und wir wären Thoren gewesen, wenn wir es nicht einmal mit der Welt vertauscht hätten. Meine Geliebte hatte mehr Muth und Eitelkeit als ich, sie folgte der Einladung des Malers und ging mit ihm nach Rom. Da mußt' ich nach,

aber es fiel mir schwer auf's Herz, als meine Berge hinter mir in Wolken entchwanden. Anfangs ging es uns gut in der großen Stadt. Die Maler und Bildhauer stritten sich um uns, sie hätten nie schönere Modelle gehabt. Was von der Schönheit geblieben, Ihr seht es jetzt. Wir sind wie das Gras, das an einem Tage welkt. Wie Teresita von den Männern, wurde ich von den Frauen angestaunt. Das sind wüste Dinge, die nicht für Euch passen — aber ich mußte sie erfahren, ich! Die Welt gehört dem Satan, so war's und so wird's immer sein. Er kann nicht leiden, daß sich zwei herzlich lieb haben und säete Zwietracht zwischen uns. Mit einem vornehmen Fremden, einem englischen Lord floh Teresita, während ich im Fieber lag. Genesen, war ich nicht mehr der schöne Francesco, sondern ein häßlicher, ungeschicklicher Bursche, der statt zu Helden und Göttern fortan nur zu Räubern und Kriegsknechten gebraucht wurde. Dazu neckten und höhnten Alle: warum ich mich der Traurigkeit hingabe? Das sei so in der Welt, heute küsse ein Weib diesen, morgen jenen, es könne keiner ändern, daß der Wind heute aus Osten und morgen aus Westen wehe. Unter meinen Kameraden war einer, der in der Campagna bei den Banditen gewesen, der sagte: die Welt sei schlecht, denn die Reichen hätten alle Ehre und die Armen jede Schande, darum müsse Jeder nach Flinte

und Messer greifen, um die Welt wieder in Ordnung zu rücken, so viel an ihm sei. Das leuchtete mir ein und in einer Nacht gingen wir beide zu den freien Männern draußen in der Campagna. Da war's lustig und wild. Keiner, der uns zu beleidigen wagte. Das Leben, das wir führten, war hart und anstrengend, aber reich an Abenteuern und überall, wohin wir kamen, begrüßte man uns als Herren. Ueber die Sünden, die dabei geschahen, sah ich mit dem Leichtsinne der Jugend fort. Bei meinem Schutzpatron hatte ich gelobt, von meinen Waffen nur Gebrauch zu machen, wenn ich der Angegriffene wäre. Dies Gelübde hab' ich gehalten. Im Uebrigen bin ich im Dienste des heiligen Franziscus und eines so frommen Mannes, wie unser Herr der Papst ist, alt geworden: die werden bei der Himmelskönigin schon ein Fürwort für mich einlegen. Eine Zeit lang rasten wir so hin in Saus und Braus; aber denkt nur nicht, ich hätte die ungetreue Teresita vergessen. Ihre Gestalt umschwebte mich immer und ließ mir keine Ruhe. Einmal wollte ich ihr nur noch begegnen, einmal! Wir Menschen wissen nicht, was wir wünschen. Niemand konnte mir sagen, wohin sie mit dem Engländer geflohen; nach Neapel, meinten die und die andern, nach Florenz. Wenn ich Geld genug in der Campagna erworben, hatte ich beschloffen, ihre Spur zu verfolgen. Darum

war ich muthiger daran, als die andern Kameraden, bei der Nachricht: wir könnten einen reichen Fang thun, ein vornehmer Mann käme über die neapolitanische Grenze nach Rom gefahren. Einige Dragoner, hieß es, sollten seinen Wagen begleiten, aber die Dragoner hatten schon so oft vor uns die Flucht ergriffen, daß sie uns auch diesmal nicht Stand halten würden. So entschieden wir uns für den Angriff. Die Reisenden kamen zur Stunde, wo wir sie erwartet. Es war eine Mondnacht, wie die heutige. Bei unserm Rufe hielten die Kutscher, eins der Pferde schossen wir nieder und forderten die Reisenden auf, sich zu ergeben. Aber es war ein tapferer Mann, den wir angriffen. Er sprang aus dem Wagen und streckte mit einem Pistolenschuß einen Mann neben mir nieder. Nun geriethen wir in Grimm und drüben die Dragoner. Aus der Plünderung wurde ein Gefecht. „Schieß zu, Francesco,“ schrieen mir die Kameraden zu, „schieß zu, hier gilt's unser Aller Leben!“ Und da — da drückt ich los. Ich hatte auf den Fremden gezielt, aber meine Kugel traf nur die Frau, die angstvoll mit erhobenen Händen neben ihm stand. Wollt Ihr das Ende hören? Die Getroffene war Teresita, ich hatte sie getödtet. Seht, das ist die Welt!“

Bis in die Nähe des Quirinalischen Platzes waren sie geschritten, ehe der Laienbruder wieder anhub: „Es

sind dreißig Jahre seitdem verflossen, mehr als dreißig Jahre. Aber meine Seele schluchzt und weint täglich bei diesem Gedenken. Ich warf meine Flinte von mir und floh noch in derselben Nacht, so weit meine Füße mich tragen konnten. Als Knecht nahm mich der Prior eines einsamen Franziskanerklosters auf, die Mönche beschäftigten mich in ihrem Garten. Ich beichtete dem Prior mein ganzes, schuldvolles Leben, er tröstete mich mit der Gnade der Heiligen und sein frommer Zuspruch half mir über die ersten Tage der Verzweiflung fort. Es ist nichts mit der Herrlichkeit der Erde. Gott lieben, seinen Brüdern Gutes thun und seinen Garten bestellen: das ist das schönste Leben. Der Prior empfahl mich nach einigen Jahren Euerm Oheim, da ist mir eine neue Welt aufgegangen. Ich habe glauben und hoffen gelernt. Wie Regen auf ein dürres Land, fielen die Thautropfen seiner Rede auf mein verhärtetes Gemüth. Nun trag' ich geduldig die Last, die Gott auf meine Schultern gelegt" . .

„Ihr seid glücklich, Bruder Francesco“: sagte Hettore tief erschüttert. In dem Spiegel eines fremden Lebens sah er den Widerschein seines eigenen.

„Und Ihr werdet auch zur Ruhe kommen, Signor Hettore“ —

Im Grabe — dachte der Jüngling.

„Wenn ich so des Nachts durch Rom schweife,“

redete Francesco weiter, „und da und dorthin horche, was das arme Volk braucht, worüber es klagt, um unserm heiligen Vater es mitzuthemen, denn zwei Augen können nicht alles Elend sehen, das die Erde erfüllt, bleibe ich oft vor den großen Trümmerhaufen stehen, die den Boden unserer Stadt bedecken. Ich bin kein Gelehrter und kümmere mich auch wenig, was Alles die alten Römer in der Heidenzeit gethan. Aber vor diesen Ruinen packt mich der Schauer meiner Nichtigkeit. So gewaltige Massen zerbrochen, es ist nichts übrig von ihren Erbauern, von den Jubelrufen und den Todeschreien, die durch das Colosseum schallten — wie klein ist die Welt, Signor, wie vergänglich! Woran wir hienieden unsere Herzen hängen könnten, es dauert nicht. Das Glück verläßt uns wie die Freunde, die Liebe schwindet wie die Lust. Die sind noch die Glücklichsten, die früh ein Einssehen lernen und sich in den Schutz der Heiligen begeben. So, da sind wir am Platz. Die Madonna nehme Euch in ihre Huld, Signor Hettore.“

„Sagt meinem Oheim nicht, daß Ihr mich getroffen.“

„Ich werde mich wohl hüten, unser heiliger Vater ist nicht gnädig auf Euch zu sprechen. Ihr solltet Euch demüthig ihm zu Füßen werfen — der Stolz ist Euer größter Feind.“

„Wie geht es meinem Oheim? Man prophezeit so viel Trauriges“ . .

„Unsere Heiligkeit ist wohlauf, munter und frisch. Wir spielen beide täglich Boccia. Oho, wir werden den Jesuiten nicht die Freude anthun, so bald zu sterben.“

„Ich danke Euch, Bruder Francesco.“

„Kommt ohne Schaden in Euer Haus, betet und arbeitet. Hienieden ist nur Elend, Unfriede und Trostlosigkeit, bei Gott wohnt der Frieden.“

Settore stand noch vor den Rosseshändigern, als der Schatten des Laienbruders sich längst verloren. Zu den mächtigen Gestalten schaute er auf. Das waren Göttersöhne . . er aber war kein Halbgott. Was er zu halten glaubte, zerrann ihm. Gab es für ihn kein Glück, keine Freude? War es auch für ihn das Beste, in ein Kloster zu flüchten, statt den Kampf mit der Welt fortzusetzen? Er verhüllte sein Haupt und weinte.

II.

Lange und tief beschäftigten die Gegensätze, die sich ihm in jener Nacht aufgedrängt hatten, die Seele Hettore's. Die düstere Stimmung, die in den Kreisen herrschte, mit denen er verkehrte, trug nur zu sehr dazu bei, seine Gedanken dunkler zu färben, es schien ihm, als sei er in einem Tage um Jahre gealtert. Die Reise, von der Minardi so oft gesprochen und die unter diesen Umständen für den Jüngling eine Befreiung von all' diesen schmerzlichen Eindrücken gewesen, wurde stets verschoben; bevor er nicht eine wichtige Nachricht erhalten, schützte der Marcheje vor, könne er Rom nicht verlassen. Aber diese Nachricht traf nicht ein. Lag dies Ausbleiben Minardi allein drückend auf dem Herzen? Er war einsilbig, menschenfremd geworden: Niemand hätte in ihm den früheren gewandten, zuweilen sogar liebenswürdigen, immer anregenden Weltmann wieder erkannt. So blieb Hettore auf sich allein beschränkt. Denn auch Graf Dagobert kam seltener als

gewöhnlich zu dem Marchese und in das Haus der Fürstin. Die Neigung des wetterwendischen Mannes für römische Alterthümer und die Wunder der Chemie hatte einer andern Laune weichen müssen und die herben Worte, mit denen ihn Faustina von sich gewiesen, schienen ihn von jedem weiteren Versuch einer Liebeswerbung bei ihr abgeschreckt zu haben. „Wir sind wie Sterne, die ausgeglüht,“ sagte darüber die Fürstin einmal, „alle wenden sich den neu aufgehenden zu.“ Sie meinte die Gräfin Agathe damit.

Und wohl glich Agathe trotz ihres Witwenschleiers einem aufgehenden Sterne. Aus der Finsterniß einer doppelt unglücklichen Ehe, die weder ihren Sinnen, noch ihrem seelischen Empfinden die geringste Freude geboten, trat sie hervor — selber rein und schuldlos. Als sie an jenem Abend aus dem Quirinal zurückkehrte, war sie entschlossen gewesen, Reinhold zu bitten: er möge sich von ihr trennen, sie wollte das Opfer, das sie begonnen, vollenden und bis zu seinem Tode dem ungeliebten Manne angehören. Sie entsann sich des Gesprächs mit ihrem Vater, wo sie scherzend geäußert: eine That zu vollführen, möchte sie wohl nach Rom gehen. Nun war sie nach Rom gekommen, um zu leiden. Da starb Erich: sie wurde frei. Die unterdrückte Lebenslust regte sich wieder und je reicher und milder aus der spröden Knospe ihres Wesens sich ihr

Gemüth an dem Krankenlager ihres Gatten, unter den Ermahnungen Ganganelli's, in den Schicksalen, die sie getroffen, allmählig entwickelt, um so mächtiger verlangte es jetzt nach Sonnenschein und Liebe. Während Faustina von der sonnigen Höhe, auf der sie allbeliebt und allbewundert gestanden, niederstieg, wurde Agathe die gefeiertste Dame der römischen Gesellschaft. Das Gerücht schrieb ihr einen großen Einfluß auf den Papst zu; es war bekannt geworden, daß sie und Reinhold Steinbrecher am Tage der Unterzeichnung des Breve's eine lange, geheimnißvolle Unterredung mit Ganganelli gehabt hatten; Monino, der spanische Botschafter, war öfters mit ihr auf den Spaziergängen des Monte Pincio zusammengetroffen. Grund genug, um sie zu einer politisch wichtigen Persönlichkeit zu erheben.

Agathe verbrachte das Trauerjahr in Rom. Ganz entzieht sich aber Keiner dem „römischen Zauber“ und auch sie fühlte sich zuletzt von seinem Banne magisch und wohlthuend umspinnen. Nach Sachsen mochte sie nicht gleich zurückkehren, ihre Heirath mit Steinbrecher mußte den Unwillen all' ihrer vornehmen Verwandten erregen und sie zog es vor, in der Ferne den ersten Ausbruch des Sturmes verrauschen zu lassen. Von Rom aus trat sie mit einer Seitenlinie ihres Geschlechts über den Verkauf ihrer Güter in Verbindung, sie wollte nur Haimwald für sich behalten und hoffte durch die

Aufgabe eines Theils ihres Erbes diejenigen, die am nächsten dabei theilhaftig waren, günstiger für ihre Heirath zu stimmen. Mit ihrer gewöhnlichen Heimlichkeit betrieb sie dies Geschäft: Reinhold am wenigsten wußte darum. Sie dachte ihn mit dem Wort zu überraschen: „nun bin ich nicht reicher wie Du, nun kann es Deinen Stolz nicht verleben, wenn Du mich nimmst.“ Mit dem Auge der Liebe und der feinen Empfindung des Herzens erkannte sie, daß in Reinhold's Innern nach Erich's Tod sich ein Kampf zwischen seiner Neigung und seinem bürgerlichen Stolz vorbereitete, der sich gegen eine Heirath mit einer so vornehmen, adligen Dame sträubte.

Was sollte Hettore zwischen den Glücklichen? Fand doch nicht einmal Graf Dagobert, der wie er von sich selbst rühmte, mit außerordentlicher Geschicklichkeit zwischen den beiden Lorenzo's, dem Papste und dem Jesuitengeneral, sich bewegt, seinen richtigen Platz in ihrer Mitte. Zuviel hatte an dem alten, vertrauten Verhältniß gerüttelt, das einst den Jüngling und Agathe verbunden; je inniger sie Reinhold liebte, um so weiter entfernte sie sich von Hettore. Und auch er mußte sich sagen, daß er sich ihr mit andern Gefühlen nahte, als die waren, die ihn in Halmwald so glücklich und unselig gemacht. Damals hatten Verehrung und Bewunderung einen gleich großen Antheil an sei-

ner Liebe, als die Erregung gehabt, die ihre Schönheit in ihm hervorrief; jetzt hatte auch diese heiligste und reinste Empfindung in ihm den finstern Ton angenommen, der sein Denken und sein Leben verdüsterte. Die Gewißheit, daß sie ein Anderer besitzen, daß sie ihm auf immer entrissen sein würde: versetzte ihn in Verzweiflung und Zorn. Und daß dieser Glückliche der Mann war, den er von allen Menschen am meisten haßte, brachte ihn zur Raserei. Bessere Erzieher, als es Minardi und Faustina waren, würden es versucht haben, ihn durch Vorstellungen zu begütigen und allmählig zur Vernunft zurückzuführen, sie aber, und die Fürstin zumeist, thaten Alles, seinen Groll anzustacheln.

Da, an diesem siebenten September 1779, theilte ihm der Marchese mit: er möge sich zur Abreise bereit halten und von seinen Freunden Abschied nehmen; einmal aus Rom würden sie ihre Schritte nicht so bald wieder nach den sieben Hügeln lenken . . . Eine Trennung von Rom: das berührte den Jüngling wenig. So gar nicht hatte dies Rom die hohen und glänzenden Erwartungen erfüllt, mit denen er durch die Porta del Popolo gefahren. Es hatte ihm seine Jugend, ihre Träume geraubt, den Glanz fortgewischt, der für ihn auf den Erscheinungen der Welt gelegen. Aber von Rom gehen, hieß auch ihr entsagen — und mehr als das, sie in den Armen eines Andern lassen. So lange

er in ihrer Nähe weilte, hatte er sich mit Hoffnungen geſchmeichelt, die er in ruhigen Stunden thöricht ſchalt, an denen er aber doch feſthielt, als wären ſie die Anker, das Schiff ſeines Lebens vor dem Scheitern zu bewahren. Durch eine gewaltſame That, meinte er, ſich im äußerſten Falle von ſeinem Nebenbuhler befreien zu können. Nun ſollte er fort. Planlos irrte er den Tag über in Rom umher. Er trat in die Kirchen, wo er ſie geſehen, er durchwanderte die Galerien, wo ihn der Zufall mit ihr zuſammengeführt. Vielleicht ſiehſt du ſie hier wieder, dachte er bei dem Betreten jeder dieſer Stätten. Jetzt drängte es ihn zu ihr — bleib fern, rieth ihm der Verſtand, wen wirſt du bei ihr finden, als ihn? Und auf all' ſeinen Wegen begleitete ihn ein Schatten: die lange, hagere Geſtalt des Laienbruders Francesco; ſie war überall mit ihm. Ausgeſtreckt hielt ſie die Rechte, hinweiſend nach dem Kloſter der heiligen Apoſtel. Da iſt Frieden und Ruhe, die Welt iſt eitel Schein. Quäle dich nicht, armes Menſchenherz, mit irdiſcher Furcht und irdiſchen Wünſchen, ſie verlegen und betrügen dich alle. Kein Wunſch wird dir ſo golden erfüllt, als er dir vorſchwebte, alle Dinge hienieden ſind in den Duell der Bitterkeit getaucht. Laß ab von dem Irren hin und her, ruhe deinen Fuß aus... Das Kloſter, das Kloſter! War dieſe Hand, die er immer vor ſich ſah,

das Zeichen Gottes? Aber entsetzt floh er vor diesem Gedanken zurück. Er war noch jung, noch nichts für ihn verloren — nicht einmal sie, wenn er nur den Muth hatte, sie zu ergreifen. „Du bist ein Narr,“ hatte ihm Faustina gesagt, „mit Deinem Seufzen und Klagen, gewaltjam erobert man eine Frau.“

Darüber war es Abend geworden, er wußte selbst nicht, wie er dahin gekommen, er befand sich auf dem Monte Pincio. Die Aussicht, die man von hier über die Stadt genießt, fesselte ihn nicht, mit raschen Blicken überflog er die Spaziergänger, die auf und ab wandelten oder in Gruppen zusammenstanden, ob sie unter ihnen wäre. Doch nicht sie bemerkte er; aber unter einer Pinie sah er Reinhold, das Gesicht auf einen der Wege gerichtet, die den Hügel hinaufführen. Erwartete er sie? Hettore fuhr mit der Hand nach dem Dolch, den er unter seinem Wamms trug: es kam ihn die Lust an, sich hinterrücks auf den sorglos Dastehenden zu stürzen. Da blickte der Bildhauer zurück und grüßte freundlich.

„Guten Tag, Signor Hettore. Eben, als ich den Berg hinaufsteigen will, begegnet mir der Marchese und kündigt mir seine Abreise an. Sie sollen ihn begleiten. Auch Graf Waldburg rüstet sich, Rom zu verlassen. . . wie lange noch und von den fröhlichen Leuten, die sich im Castel Gandolfo so oft zusammen fanden,

bin ich der Einzige, der noch auf der alten, lieben Stelle verweilt.“

Hettore empfand diese Worte wie eben so viele Pfeile des Spottes und doch lag Reinhold in seiner freudig erregten Seele die Absicht jeder Kränkung fern. Eine tiefinnige Liebe ist die große Umformerin des Menschen, sie macht den Stolzen freundlich und den Strengen sanft. Reinhold's Kälte und Steife war jetzt von einem Hauch der Milde und des Wohlwollens überflogen, die nur Hettore nicht erkennen wollte.

„Ja, wir reisen,“ antwortete er trozig, „es wird nicht viel Bedauern um uns in Rom sein. Ich nun gar, ich habe keinen Freund.“

„Mich freilich halten Sie nicht dafür. Aber mit Unrecht, Signor, glauben Sie mir. So jung sind Sie ja nicht mehr, um nur die Freunde zu nennen, die Ihren Launen schmeicheln. Meine Ansichten haben Ihnen oft mißfallen und den Ihrigen widerstritten, doch bezweckten sie nur Ihr Wohl. Es betrübte mich, Sie in Zwiespalt mit dem edelsten Menschen und Ihrem nächsten Verwandten zu sehen; war es so Unrecht, daß ich dem Alter mehr Weisheit zutraute, als Ihrer stürmischen, leicht bestimmbaren Jugend? Sie haben sich anders entschieden und sind Andern gefolgt. Da wir uns wohl zum letzten Mal sehen, darf ich offen sein. Ich und Ihre vortreffliche Beschützerin,

die Frau Gräfin, wir fürchteten stets, daß man Ihre Unerfahrenheit mißbrauchen und Sie in schlimme und gefährliche Dinge verwickeln würde. Ein guter Stern scheint Sie davor bewahrt zu haben. Sie verlassen Rom, Sie werden die Welt unter der Leitung eines Mannes sehen, der viel erfahren" —

„Und an mir wie ein zweiter Vater gehandelt hat. Und diesen Mann wagen Sie mit Ihrem Verdacht zu verunglimpfen" — Gettore wollte die Gelegenheit nicht vorüberlassen, unter einem so günstigen Vorwand den Verhafteten anzugreifen, ohne die wunde Stelle seines eigenen Herzens zu zeigen. „Sie schreiben ihm finstere Pläne zu, wo haben Sie Beweise? ziemt es einem Ehrenmann, sich zum Munde böswilliger Gerüchte zu machen?"

Der Bildhauer stuzte, aber er behielt seine Mäßigung: „Sie gehen in Ihrer Bertheidigung zu weit, Signor, zu weit in Ihrer Anklage. Ich habe Niemand beschuldigt."

Und nun wäre bei der ablehnenden Starrheit Reinhold's, die selbst den Angriff erschwerte, das Gespräch beider beendet gewesen, wenn nicht von einer andern Seite des Hügel's der Graf Waldburg zu ihnen getreten.

„Welch' schönes Paar!" rief er schon von Weitem. „Der moderne Phidias und sein Modell — sein Mo-

dell zu einem Fechter, die Stirn gerunzelt, es fehlt Ihnen nur das kurze Schwert in der Hand, Signor Hettore."

"Ich könnt' es brauchen," murmelte der Jüngling.

In gleichmüthiger Ruhe hatte Reinhold dem Grafen die Hand gegeben und blickte dann wieder aufmerksam den Weg hinab zur Stadt. "Erwarten Sie die Frau Gräfin nicht," flüsterte ihm Dagobert zu, "ich sprach in ihrem Hause vor und hörte, sie sei in aller Hast zum Quirinal gefahren, die Krankheit des Papstes soll im Wachsen begriffen sein."

"So giebt ihm doch die Aufhebung des Ordens den Tod," entgegnete Reinhold schmerzlich, "ich hatte es immer geahnt."

"Still, man spricht nicht gern davon."

"Rom ist die Stadt der Verläumdungen," mischte sich Hettore in das Gespräch. "Ich hörte schon vorhin eine Probe."

Ueber Dagobert's Gesicht flog ein feines vieldeutiges Lächeln. "Sie hatten Streit, darum die Runzeln auf der Stirn unsers jungen Halbgotts .. Sie sind der Jüngere, Hettore, Sie müssen nachgeben. Beim Zeus, Sie haben ein beneidenswerthes Loos gezogen; Sie sind jung, Sie haben einen Kopf auf den Schultern, wie ich ihn nie gehabt. Wenn Sie in Paris und London Geld durchbringen, ist es nur

fremdes, ich habe stets mein eigenes durchbringen müssen. Aber wahrhaftig, mein Junge, Du bist melancholisch geworden, Du hast denselben Zug um den Mund, wie der große Garrick, wenn er den Prinzen Hamlet spielt. Du solltest die Staatswissenschaften und die Chemie an den Nagel hängen und eine andere Kunst erlernen, etwa das Gitarrenspiel, wie ich. Ich versichere Sie, Herr Steinbrecher, hätte ich früher damit angefangen, ich könnte mein Brod mit diesem Spiel verdienen — kärgliches, aber doch Brod. Der Mensch braucht so wenig, ich habe einen Blick in die Wirthschaft meines Maestro gethan. Unter Umständen ist der Mensch das genügsamste aller Thiere. Aber, um auf die Hauptsache zurückzukommen, vergeßt Euren Streit, versöhnt Euch, meine Freunde!“

„Ich habe Sie nicht um Ihre Vermittelung gebeten,“ rief Hettore, den heute sogar das Geschwätz Dagobert's reizte. „Der Herr dort wird wissen, daß er mir Genugthuung schuldig ist.“

„Genugthuung!“ Reinhold wallte auf. „Welche Sprache! Lernen Sie doch erst Umgang mit Menschen, ehe Sie so trotzig Rechenschaft fordern.“

„Ich ziehe in Ehrensachen nicht meine Fahre, nur mein Herz zu Rathe; sollten Sie nicht ebenso handeln?“

Steinbrecher, der jetzt wieder ganz sein phlegmatisches und pedantisches Wesen hatte, maß ihn von

Haupt bis zu den Füßen: „Ich habe von jungen Kaufholden gelesen, hatte aber nie das Glück, einem zu begnügen. Wollen Sie mir diese Bekanntschaft vermitteln, ich stehe zu Diensten. Graf Waldburg ist vielleicht so gefällig, mir in dieser wichtigen Angelegenheit seinen Beistand zu leihen. Also auf morgen!“

„Auf morgen!“ grüßte Hettore. „Ich weiß, daß einer von uns beiden den Platz nicht verläßt.“

Wie er den Hügel hinabstürmte, fuhr die Fürstin eben hinauf, im offenen Wagen. Aber er sah sie nicht, er dachte nur an den Kampf, seine Adern waren geschwollen, seine Schläfen pochten. Rache! Rache! rief es in ihm. Er zweifelte nicht an seinem Siege — und sollte er dennoch fallen, war er von der Last eines Lebens befreit, das ihm mit jeder Stunde unerträglicher wurde, das ihn peinigte, ohne daß er ein Mittel wußte, sich aus ihm zu retten.

Oben unter den Pinien war indeß Faustina aus ihrem Wagen gestiegen. „Wenn auch zu nichts Besserm,“ sagte ihr der Graf, indem er ihr seinen Arm reichte, „zur Stütze ist ein alter Freund immer gut.“ Hatte er doch gleich eine drollige Neugierde, sie zu unterhalten, das tragische Duell, das sich zwischen Hettore und Steinbrecher vorbereitete. Die Fürstin nahm die Sache ernster, aber sie ließ sich ihre Bewegung nicht merken. Sie bat den Grafen, die Sache

beizulegen, sie wolle Hettore zur Vernunft bringen. „Ich bin Ihnen gram,“ schloß sie, „wenn Sie mir morgen nicht die Versöhnung der Beiden melden. Man hat mich bei Euch Deutschen verkehrt und Sie fliehen mich wie Signor Steinbrecher, weil ich eine Freundin der Jesuiten bin. Dem Bildhauer ist es zu verzeihen: der Papst begünstigt ihn, aber ich dachte nicht, daß auch der Graf Dagobert von Waldburg solche Rücksichten nähme.“

Das berührte den verwundbarsten Punkt in Dagobert's Seele; er war stolz darauf, ein ungetreuer Liebhaber und ein getreuer Freund zu sein. Nur hatte Faustina es nicht verstanden, weder den ersten zu fesseln noch den zweiten zu gewinnen.

„Rücksichten, Frau Fürstin? Gewiß haben mich Rücksichten fern von Ihnen gehalten, aber keine politischen. Bin ich nach Rom gekommen, mich in die Kirche oder in die Staatsgeschäfte zu mischen? Als ob nicht schon so viele Dummköpfe in diesen Brei rührten! Nicht die Fürstin mied ich, sondern die Frau; der, mußst' ich glauben, mißfiel meine Annäherung, meine Huldigung. Und zweimal zurückgewiesen werden .. es ist nicht mein Geschmaek.“

„Da könnt' ich sagen, daß Sie wohl erobereungslustig, aber nicht standhaft sind.“

„In meinem Alter hat man keine Zeit mehr, sie

in Harren und Bangen zu vergeuden. Das ist Sache der Jugend."

"Und Ihnen soll man die goldenen Äpfel entgegen-tragen?"

"Aus keinen Händen würde ich sie lieber nehmen, als aus den Ihrigen."

Einmal waren sie langsam am Rande des Hügels entlang geschritten.

"Wo ist Ihr Freund nur geblieben?" fragte sie umherspähend. "Ich bin doch kein Gespenst, das ihn verjehucht?"

"Der Vorfall mit Hettore mag ihm unangenehm gewesen sein," entschuldigte Dagobert. "Es ist gut, daß der junge Hitzkopf aus Rom geht, er hätte zuletzt doch noch ein Unglück angestiftet."

Faustina's Augen richteten sich durchbohrend auf ihn. "Ein Unheil?"

"Von gewissen Gesichtern liest man es gleichsam herab, daß sie ein Verhängniß ausüben oder leiden müssen. Die schwärmerische Neigung des Jünglings zur Gräfin hat seine Phantasie überreizt" ..

"Wie besorgt Sie um diese Frau sind! Sie hat mit den Gefühlen Hettore's gespielt und stößt ihn nun von sich .. Wahrlich, wenn ich an seiner Stelle wäre, ich ertrüg' es nicht! Aber er geht ja und wird dem Glück Ihrer Freunde kein Hinderniß bereiten."

Sie gingen an einer Gruppe Fremder vorüber, die eifrig von der Festlichkeit des kommenden Tages sprachen. Daran knüpfte Dagobert an: „Trotz seines Unwohlseins will der Papst selbst in der Kirche das Geburtsfest der Jungfrau feiern. Werden Sie dort sein?“

„Ich hoffe es. Auch der Marchese versprach mir, nach Santa Maria del Popolo zu kommen; er wollte die letzte kirchliche Feierlichkeit nicht versäumen, die sich ihm vielleicht in seinem Leben bietet.“

„Dann werde ich nicht fehlen. Minardi als Anhängigen zu sehen, ist ein seltenes Schauspiel.“

„Und der Papst? Gilt Ihnen Ganganelli nichts?“

So eigen zitterte ihre Stimme dabei, daß Dagobert sich über die Stirn fuhr. .. Was hatte diese Frau nur? Erst jetzt fiel es ihm auf, daß sie ein schwarzes Seidenkleid und einen schwarzen Schleier trug, ein rother Korallenschmuck hob noch durch seine Farbe den Eindruck ihrer Erscheinung ..

„Ist Ihnen ein Verwandter gestorben?“ fragte er nach einer Weile des Staunens.

„Nein. Ich traure um etwas, das mich näher angeht.“

Bis zu den Bäumen, unter denen ihr Wagen hielt, waren sie gekommen. „Nach Hause,“ winkte sie. „Ich dank' Ihnen für Ihre Freundlichkeit, Graf

Baldburg. Auf Wiedersehen morgen in Santa Maria; Sie bringen mir gute Nachricht von Hettore und dem Bildhauer. Und warum ich trauere? Als die Mutter des Meleager den Scheit verbrannte, daran das Leben ihres Sohnes gebunden war, weinte sie nicht?"

Kopfschüttelnd blickte Dagobert dem herabrollenden Wagen nach. „Sie haben etwas,“ murmelte er. „Mutter des Meleager! Kein schlechter Vergleich, Frau Fürstin! Aber wer ist hier Meleager? Der Bildhauer? Am Ende ist dieser Zweikampf, den der tolle Junge erzwang, von lange her verabredet und vorbereitet. Da kommt die Reihe an Dich, Dagobert, Deine Klugheit zu beweisen. Oho, ihr Römer, wir Deutsche wollen uns nicht von Euch übertölpeln lassen. Bei meiner Reichthumsstandshaft, meine Ahnen unter Friedrich Barbarossa haben sich so oft mit diesem Gesindel herumgeschlagen“ — er konnte seinen Satz nicht vollenden, ein Bekannter von der französischen Gesandtschaft kam ihm entgegen, mit der Nachricht, die Polizei sei einer Verschwörung auf der Spur und es ständen am nächsten Tage viele Verhaftungen bevor ..

Indessen hatte Hettore längst die Stadt erreicht. Der goldige Schimmer des Abends erblaßte mehr und mehr, schwarzblau wölbte sich der Himmel, feierlich über so vielen geweihten Kirchen und hochheiligen Stätten traten die Gestirne hervor. In ihm aber war

ein wildes, satanisches Lachen; keine That erschien ihm zu gefährlich oder zu schrecklich, die er nicht in diesem Augenblick zu vollführen unternommen. Stolz warf er den Kopf empor, die Gewißheit, daß ihm sein Feind nicht mehr entrinnen könne, erfüllte ihn mit einem Gefühl des Triumphs, seine Eitelkeit schwelgte im Voraus in dem Erstaunen, das sein Kampf mit dem berühmten Bildhauer, den nicht einmal die Banditen mehr anzugreifen wagten, in der römischen Gesellschaft erregen würde. In dieser Stunde glaubte er zum Manne gereift zu sein. Wenn er jetzt vor sie hintreten könnte . . nicht mehr wie einen Knaben sollte sie ihn behandeln. Aber wer hinderte ihn denn? War sie von Drachen oder Riesen bewacht? Er spottete jeder Gewalt, er hatte Kraft, sie zu überwinden und so, im Wirbelwind der Leidenschaft und seines Hochmuths, stürmte er fort. Der Zusammenlauf einer Volksmenge vor dem Hause Achilli's hielt ihn nicht auf, er hörte nur mit halbem Ohr, der Advokat sei verhaftet, eine Verschwörung der Anhänger des aufgehobenen Ordens entdeckt worden . .

Die Wohnung Agathen's lag auf dem Wege, der nach dem Thore von San Lorenzo führt — abseits von den dichterstehenden Häusern der Stadt, frei, eine kleine, geschmackvolle Villa. Den Palast, den sie früher bewohnt, hatte sie nach dem Tode ihres Gemahls

aufgegeben, zu schmerzliche Erinnerungen knüpften sich für sie an diese Räume, als daß sie gern darin hätte verweilen mögen.

An der Pforte der Villa schritt Gettore vorüber, die Mauer entlang, die den Garten von dem Fahrweg trennte. Umher war es einsam, der Mond noch nicht herauf. Die Mauer ward rasch erklettert, mit einem kühnen Sprunge stand Gettore im Garten. Unbekannt waren ihm seine Pfade nicht, ein und ein anderes Mal hatte er sie an ihrer Seite durchwandelt. Grad aus ging er, dort im Eckzimmer, dessen Glashür auf ein Rosenbeet hinausführte, pflegte sie zu sitzen. Es wunderte ihn, daß ihn noch kein Lichtstrahl daraus begrüßte. Sollte sie noch im Quirinal sein? Was verschlug es ihm, er wollte sie heute sehen, er konnte warten. Der Thür gegenüber umkränzte eine Hecke von wilden Myrthen das Rosenbeet, dort warf er sich nieder, sein Blick hing an der Pforte. So ersehnte er den Wiederschein der Kerze, die ihm ihre Gegenwart verkündigen sollte. Die Nachtigall, die in seiner Nähe schlug, stillte nicht mit ihrer melodischen Klage sein Verlangen .. sie, sie! klang es ihm aus allen ihren Tönen .. Warum liebte sie ihn nicht? Sie war doch sonst so zärtlich und freundlich zu ihm gewesen; tausend kleine Zufälle tauchten in seinem Gedächtniß auf, die ihre Neigung zu ihm bekundeten. Kein Geheim-

niß hatte sie in Haimwald vor ihm gehabt; an jenem Tage, als sie den Tod ihres Bruders erfuhr, war er ihr Begleiter nach dem Forsthaufe; was sie nicht ihrem Gemahl anvertraute, er wußte darum. Aber wie weit war jene Zeit, wie weit hinter ihm! Der plumpe häßliche Deutsche hatte die feinen Fäden dieses Gewebes zerrissen. Ihm, den seine Freunde mit einem Halbgott verglichen, wurde der Barbar vorgezogen. Warum nur? Was machte jenen denn so liebenswürdig? In seiner Eifersucht sann er vergeblich nach einem Vorzuge, der Reinhold vor ihm auszeichnete. Es war das Mißgeschick, das ihn verfolgte, an einem Unglückstage war er geboren ..

Da flammte ein Licht in ihrem Gemache auf. Er stützte den Kopf auf die Hand, er zitterte vor innerer Erregung. Komm nur, winkte ihm der Strahl entgegen .. Aber es verging doch eine Weile, ehe er vom Rasen aufstand und auch dann blieb er noch in dem Schatten der Myrthengebüsche. Eine Scheu ergriff ihn, sie so heimlich und hinterlistig zu überfallen. In nächtlicher Stille bei ihr einzudringen, war das ein Weg zu ihrer Liebe? Ihren Schatten sah er jetzt an den hohen Fenstern vorübergleiten, jetzt schien er sich zu entfernen. Verließ sie das Zimmer? Dann hätte er es aufgeben müssen, zu ihr zu gelangen. Die Leidenschaft ward wieder Meisterin seines Willens .. Ueber

das Blumenbeet hinweg — nun drückte er die Thür auf . .

Sie lag abgewandt von ihm auf einem Ruhebett; bei dem Geräusch seines Einbruchs erhob sie ihr Gesicht, es war thränenüberströmt, daß er erschrock und sich ihr nicht zu nähern wagte.

„Hettore, Du bist es? Wo kömmt Du her? Um diese Stunde! Was willst Du?“ Es war wieder der Klang jener Stimme, die ihn so oft bezaubert, mehr als je erinnerte sie ihn wieder an die Agathe, die er in Haimwald geliebt und angebetet.

Berwirrt stammelte er Worte ohne Inhalt, ohne Sinn . .

„Ich wollte Dich sehen,“ sagte er endlich, „mit Dir reden. Warum entziehst Du mir Dein Antlitz? Warum hassst Du mich?“

„Du bist ein Kind, ich hasse Dich nicht.“ Ihre Thränen flossen noch immer, ihre Gedanken weilten nicht bei ihm. Diese Gleichgültigkeit that seinem Stolz wie seiner Liebe wehe. „Bin ich Dir denn gar nichts,“ entfuhr es ihm, „daß Du mich anschauen kannst, als wäre ich eine Bildsäule?“

„Wenn ich Dich nicht lieb hätte, wie einen jüngeren Bruder, glaubst Du, ich würde Dich in meiner Nähe dulden?“

„Reize mich nicht, Agathe; es ist ein Böses in mir.“

Nun blickte sie doch auf, ihm in das blasse, trogige, von wirren Locken umwallte Gesicht. „Was hast Du?“

„Morgen wirst Du Grund haben, mich zu hassen. Ich hab' es Dir immer gesagt, ich und Dein Freund, wir können nicht zusammen auf der Welt sein.“

„Du willst Dich mit ihm schlagen?“

„Ich werde ihn tödten!“

„Du?“ Von ihren Kissen sprang sie auf und ergriff hastig seine Hand. „Du!“ Sie stand vor ihm wie eine Himmelserscheinung, lieblich und drohend, die den Verbrecher noch zuletzt von seinem Vorhaben zurückzuschrecken sucht, er senkte die Augen. „Sieh' Hettore,“ sagte sie ernst und doch gütig, wie er sie selten gefunden, „ich hab' Dich lieb gehabt, aber Du hast meine Freundschaft von Dir gewiesen, hast sie zertreten. Eine wilde und unsinnige Leidenschaft hast Du in Dir wachsen lassen, wahnwitzige Träume des Ehrgeizes und Stolzes in Dir genährt. Deine Flucht aus Haimwald, Deine Eifersucht und Deinen Trotz, ich habe Dir Alles vergeben. Der Papst zeigte sich Dir freundlich und willfährig, es öffnete sich Dir ein lichter Pfad zu einem guten Leben und wackern Thaten. Dir aber gefielen Deine neuen Freunde besser, Du stießest die Hände zurück, die wir zu Deiner Rettung ausstreckten. Ich weiß nicht, wer und was Dich zu dieser letzten Handlung gereizt, aber uns scheidet sie auf immer.

Meinst Du, mich mit Deinen Drohungen einzuschüchtern? Ich sollte, wenn ein Mann und ein Knabe mit einander kämpfen, für den Mann fürchten? Vor. Minuten würde ich vielleicht Reinhold gebeten haben, Dir zu verzeihen und Deiner zu schonen . . jetzt kann ich es nicht mehr. Leb' wohl und geh'!"

Zuerst blieb er wie gebannt und betäubt, zaghaft sah er zu ihr hinauf. Aber ihr Anblick setzte all' seine Sinne in Flammen. „Und ich lasse Dich nicht!“ rief er. „Lang' genug ertrug ich es, daß Du mit mir wie mit einem Knaben spieltest. Das ist vorbei. Ich bin ein Mann, wie Dein Reinhold, ihm und Dir werde ich es beweisen, Du bist in meiner Gewalt und Niemand, keine Heilige, kein Gott kann Dich aus meinen Armen reißen — tödte mich nachher, wenn Du willst, aber erst sollst Du mein sein!“

Erblickend war Agathe zurückgewichen — sie hielt ihn für einen Rasenden.

Doch ehe sie seinem Arm, der sie umschlang, sich entwinden konnte, geschah ein Wunder . .

Hettore's Hand, die ihr das Gewand von der Schulter gerissen, sank kraftlos herab, der Jüngling auf die Knie. Keine Heilige, kein Gott war erschienen. Nur auf der Schwelle der Thür, die nach den inneren Gemächern des Hauses führte und deren leises Öffnen sie nicht vernommen, stand Bruder Francesco. Alles

Leben schien aus seinen fahlen Zügen entwichen, Hettore war es, als grinsse ein Todtenkopf ihn an.

„Ich trat ungerufen ein, meine Tochter,“ sagte der Laienbruder, „wie Du es gewünscht. Bereite Dein Herz auf eine herbe Traurigkeit. Unser heiliger Vater wird sterben; die Aerzte verschweigen es ihm, weil sie noch eine schwache Hoffnung auf ihre Kunst setzen, aber ich kenne ihn seit dreißig Jahren, ich sehe ihn hinschwinden, wie eine Kerze.“

„Was redest Du?“ fuhr Hettore auf. „Der Papst, mein Oheim sollte sterben?“

„Dir sag' ich nichts,“ entgegnete Francesco. „Sie haben ihm ein langsam's Gift gemischt und die List des Teufels hat unsere Wachsamkeit zu Schanden gemacht“ . .

Gift . . Vor Hettore's Seele brach die Welt aus den Fugen. Was hatte er in jener Nacht zu Achilli getragen? War Minardi der Giftmischer und er der Bote gewesen, der es gebracht?

„Als Du den Palast verlassen,“ fuhr Francesco zu Agathe fort, „gab Salicetti dem heiligen Vater ein Stärkungsmittel, das ihn erfrischte und kräftigte: denn er will morgen das Geburtsfest der heiligen Jungfrau nicht versäumen. Aber es wird ihn nicht retten. Die Schlange hat ihm ihren Geifer in's Herz gespritzt. Seine Langmuth tödtet ihn. Wie Gott will. Gott

hat ihn der Erde gegeben, er nimmt ihn ihr wieder, weil sie ihn nicht verdient. Wohl mir, daß meine Tage gezählt sind und ich nicht lange ohne ihn zu leben brauche, der meine Sonne war.“

Schluchzend enteilte Agathe dem Gemach.

Noch kniete Hettore — er glich dem Engel des Morgens, der zum ersten Mal nach seinem Sturz vom Himmel im Reich der Finsterniß trostlos, zerknirscht, verzweifelt umherblickt — noch stand unbeweglich der Laienbruder, wie ein Todter, der dem Grab entstieg . .

„Mein Vater,“ stöhnte der Jüngling. „Nimm mich mit Dir! Ich bin verworfen von Gottes Angesicht und ein Flüchtling auf Erden, wie Cain“ . .

Schweigend erhob Francesco seine Hand und deutete gen Himmel.

III.

An diesem 8. September war die Kirche S. Maria del Popolo bis in ihre entlegensten Räume von Menschen erfüllt. Die Sage erzählt, daß sie Paschalis I. an jener Stätte erbaut habe, wo die Asche Nero's lag und böse Geister unter einem dort stehenden Rußbaum die Römer ängstigten. Unter den Kirchen Rom's ist sie eine der glänzendsten; Fresken von Pinturicchio wechseln mit kostbaren Glasfenstern und dem berühmten Gemälde der Geburt der Jungfrau, das Sebastian del Piombo nach einem Karton Rafaels ausführte. Von Marmor, Gold, Purpur und leuchtenden Farben sind die Augen der Andächtigen geblendet, man glaubt in einem Paradiese der Kunst und der Schönheit zu weilen.

Heute aber fesselte die reiche Ausschmückung der Kirche weder die Aufmerksamkeit der Fremden noch der Römer; die Nachricht, daß der Papst der Feierlichkeit beiwohnen werde, hatte den Adel der Stadt und die

zahlreichen Fremden von Rang und Namen hergezogen. Alle Blicke suchten nach dem Punkte zu dringen, wo Ganganelli inmitten der Cardinäle saß. Von seinen höchsten zu den tiefsten Schichten ist das römische Volk zum Wunderglauben geneigt und der Tod des Papstes war so oft prophezeit worden, daß man seit dem April, wo er zu kränkeln angefangen, ihn täglich sterben ließ. Um so auffälliger erschien sein öffentliches Auftreten an diesem Tage, bei einer Ceremonie, welche schon an sich anstrengend durch den Zudrang der Anbächtigen, durch die schwüle Hitze der Jahreszeit noch beschwerlicher wurde.

Drei Schiffe mit einem Querschiff durchschneiden die Kirche, in dem zur rechten Hand gelegenen, in der Kapelle, die von dem dort begrabenen Cardinal Cristoforo della Rovere den Namen trägt, hart am Eingang stand sinnend, die Arme über einander geschlagen, Minardi. Dieser Raum war weniger von Zuschauern erfüllt, die Heltebardiere der Schweizergarde hielten ihn besetzt, um dem Papst, wenn er die Kirche verließ, einen freieren Durchgang zu sichern. An eine der mit Alabaster bekleideten Säulen lehnte der Marchese. Sein Blick hatte zugleich etwas Forschendes, Aengstliches und Trauriges. Obgleich ihn die Fürstin aufgefordert, sie zu begleiten, war er dennoch allein gekommen. Er fühlte sich losgelöst von den Andern, wie durch eine

dichte Wolke von ihnen getrennt. Das Dunkle, das er vollführt, warf nun seinen Schatten auf ihn. Wohl gedachte er, sich noch einmal in die Bewegung der Welt zu stürzen, aber er war der alte nicht mehr. Mit der Erreichung seines Ziels sprang die Feder, die ihn bis dahin aufrecht erhalten. Wie ein Schwächling zusammenbrechen, oder gar Reue und Gewissensbisse empfinden, wie sie Moralisten so gern den großen Verbrechern andichten, konnte er nicht; im Kriege giebt es nur Sieg oder Niederlage, in diesem Sinne hatte er gehandelt. Dies eine raubte ihm die Freude am Siege, daß der Orden nicht mehr in's Leben zurückzurufen sei. Die Rache war vollzogen, aber das Todte blieb todt. Nie würde der neue Papst, der doch unter denselben Einflüssen wie Ganganelli gewählt werden mußte, den Königen trotzend und das Andenken seines Vorgängers beschimpfend, die Gesellschaft der Jesuiten wiederherstellen. Wenn er dem Orden in seinem Herzen auch freundlich gesinnt war, er vermochte das Geschehene nicht mehr ungeschehen zu machen. Schon verlautete es, daß Bernis und Monino sich über die bevorstehende Wahl verständigt und entschlossen seien, das Cardinalscollegium zu ihrem Willen zu zwingen. So hatte seine That ihre Wirkung verfehlt. Aber die Zukunft ist nicht unser, wir handeln, wie wir können: dieser Gedanke verlieh dem

gebeugten Geiste Minardi's eine gewisse Kraft und erhellte mit plötzlichem Schimmer sein Gesicht.

Eine allgemeine Bewegung entstand in der Kirche; sie ging von den Gruppen, die um den Hochaltar knieten aus und verbreitete sich dem Lauffeuer gleich durch den ganzen Raum. „Der Papst ist ohnmächtig geworden! Der Papst ist todt!“ wirrte es in dumpfem Gebrause durch einander. „In Ordnung!“ riefen die Offiziere den Schweizern zu, die nachlässig auf ihren Hellebarden geruht. Nun strebten, drängten und eilten Alle zu gleicher Zeit vorwärts, dem Altare zu. Das Volk wollte den Papst sehen und seinen Segen empfangen. Auf dem Chor verstummte der Gesang, die heilige Handlung stockte, hörte auf — in dichten Reihen umgaben die Cardinäle, Prälaten und Priester den Papst. Niemand konnte sagen, was sich ereignet: die den Stufen des Altars am nächsten gekniet, hatten Ganganelli erbleichen und in seinen Sessel, wie von Fieberschauern geschüttelt, mit geschlossenen Augen zurücksinken sehen.

Minardi bewegte sich nicht, jede Faser an ihm ward schwer, als sei sie von Erz, er lauschte nur.

„Sie bringen ihn durch das rechte Schiff, durch die Kapelle della Rovere,“ riefen Einige und der Strom der Menge wälzte sich gegen die lebendige Mauer, welche die Schweizer bildeten. Der Marcheje

ward von seinem Platz fortgedrängt, so daß er mitten unter die Soldaten zu stehen kam; der Hauptmann, dem er seinen Namen nannte, gestattete ihm, dort zu bleiben, bis der Zug vorüber wäre.

Aus der Tiefe der Kirche erhob sich ein Geschrei: „Wehe! Wehe!“ dazwischen das Gebet der Frauen: „Heilige Jungfrau, beschütze ihn!“ Selbst die Gegner Ganganelli's wurden von dieser allgemeinen Bewegung zu seinen Gunsten mit fortgerissen. Die Muthigsten, die Neugierigsten und am mächtigsten Ergriffenen hatten die Reihe der Hellebardiere durchbrochen und lagen vor ihnen, die Arme ausstreckend, auf den Knien. Ein Wirrsal von Tönen und Klängen schwebte, wogte, brandete durch den weiten Raum. Wolken von Weihrauch zogen darüber hin.

Näher wälzte sich der Zug, der Papst wurde in einer offenen Sänfte getragen. Er hatte sich so weit erholt, daß er mechanisch den Segen mit matter Bewegung der Hand austheilte. Zu jeder Seite schritt ein Kammerherr, den Federhut in der Linken, den gezogenen Degen in der Rechten. Darauf die Cardinäle, die Geistlichen, in Unordnung die Diener, die Schleppenträger. Auf allen Gesichtern ruhte der Schrecken des Todes. Das Gedränge des Volks und das Leiden des Papstes verursachte eine häufige Stockung, nur langsam kamen die Träger mit der

Sänfte vorwärts. Dicht vor dem Marcheje hielten sie an.

Ein erschütterndes und ein großartiges Schauspiel.. Man hatte dem Papste die schwere Tiara abgenommen und ein schlichtes rothsammetnes Käppchen aufgesetzt, sonst war er noch in den faltigen, prächtigen, zauberhaften Gewändern, die für den Gläubigen etwas Mystisches haben und den Ungläubigen an die Tracht eines Schauspielers, in der Rolle eines heidnischen Oberpriesters, erinnern; der Fischerring glänzte an seinen Fingern. Kopf an Kopf gedrängt stand Alles, auf Stühle und Bänke, auf die Gitter der Altäre und die Stufen der Grabdenkmäler waren sie gestiegen, die Brüstung der Chöre drohte zu brechen, von allen Galerien herab riefen sie: „Bittet für unsern heiligen Vater, bittet für Ganganelli!“ Und dann wieder aus den Schiffen tausendstimmig zu ihnen hinauffschallend: „Bittet für ihn!“ Als wollten sie so den segnenden Gott Vater, der, in der Kuppel, von Engelschaaren umgeben schwebt — den Gott Vater, den Rafael gezeichnet — zum Schutze des Kranken herabflehen. Und der aufgeregten Phantasie schien es, als neigten sich wirklich die Engel aus dem Bilde hernieder. Andere zeigten auf die Statue des Propheten Jonas und sagten: wie der aus dem Bauche des Wallfisches wie-

der auferstanden, so wird sich auch Ganganelli von seinen Leiden erheben.

Da waren sich der Papst und Minardi gegenüber.

Niederknieen, wie es die Sitte, als ein Zeichen der Ehrerbietung vor dem Nachfolger des Apostels Petrus fordert, konnte Minardi nicht, das Gewühl gestattete ihm keine Bewegung, fast streifte sein Gewand das faltige Kleid Ganganelli's.

Eine feine, durchsichtige Röthe ging über das Antlitz des Papstes, die halb geschlossenen Wimpern über seine tief eingesunkenen Augen schlug er auf, er erkannte den Marchese. In diesem Blick aber war jedes Feuer erloschen, glanzlos und trüb ruhte er auf ihm.

Minardi beugte das Haupt; die Worte: „Heiliger Vater, Deinen Segen!“ wollten nicht über seine Lippen. In diesem gewaltigen und furchtbaren Augenblick hätte er nicht um den Preis seines Lebens zu dieser Lüge seine Zuflucht genommen.

Ahnte der Papst, daß Minardi's Hand das schleichende Gift gemischt, das ihn verzehrte, hatte er die Ueberzeugung, daß sich jetzt das Opfer und der Mörder gegenüber ständen?

„Laßt halten,“ sagte er mit gebrochener Stimme zu den Kammerherren, „ich leide.“ Und zu dem Marchese das Gesicht erhebend: „Auch Du in der Kirche?

Ich glaubte, Du wärest ein Philosoph; oder kamest Du nur, um den Papst sterben zu sehen?"

"Gott schenke Deiner Heiligkeit ein langes Leben," entgegnete Minardi. "Bereit, Rom zu verlassen, wollte ich nicht in die Ferne ziehen, ohne Deines Anblicks noch einmal gewürdigt zu werden."

"Ein Sterbender ist eine traurige Vorbedeutung für eine Reise. Ruft er Dir nicht die letzte in's Gedächtniß?"

"Grad' auf dieser letzten Fahrt zum Grabe soll mir die Ruhe Deiner Heiligkeit ein Vorbild sein."

"Hoffst Du ruhig zu sterben? Nur die Unschuldigen und die Friedfertigen gehen still in die Ewigkeit ein. Wir nicht, Minardi, wir nicht! Wir waren Kämpfer, wir trugen Schwerter. Und doch wußten wir beide, daß die Herrlichkeit des Menschen welkt wie die Blüthe des Grases und daß all' seine Thaten nichts aufwühlen, als eine Wolke Staub. Eine Wolke Staub, die der Wind des nächsten Tages verweht, nichts mehr, Minardi."

"Wenn am Ende der Tage die vier Reiter kommen, die der Apostel Johannes in seinem Gesichte sah, die Welt zu zerstören, dann freilich wird Alles, was es ist, Staub. Aber bis dahin wird dauern, was Deine Heiligkeit vollführt, fortwirkend zum Guten oder

Bösen. Und wie er immer sei, es ist ein Großes um den Nachruhm bei den Menschen."

"Will mich Deine Zunge noch jetzt schmeichelnd versuchen? Dorthin richte Deine Worte" -- und er deutete rückwärts, wo ein Diener auf rothsammetnem Kissen, auf einem mit Purpur überzogenen Ständer die dreifache Krone trug -- „jenem Dinge gelten sie, nicht dem armen Glenden, der hier vor Dir liegt und in Leiden vom Lichte der Sonne scheidet. Selig sind hienieden allein die Stillen und die Einsamen, ihnen offenbart sich die Gottheit schon auf Erden, während sie uns im Irrjal weltlicher Eitelkeit und irdischer Bestrebungen sich entzieht."

"Giebt es keine That ohne Sünde?"

"Keine, Minardi! Und dieß sei Dir ein Trost: wir bedürfen allzumal der Barmherzigkeit Gottes und der Vergebung der Menschen. So vergebe ich Dir, zieh' hin in Frieden. Du gehst in's Leben, ich in den Tod; gedenke Du meiner ohne Groll, wie ich Deiner in meiner Sterbestunde gedenken werde. Du weißt, warum ich sterbe, ich weiß, durch wen. Die Kämpfer fallen, ihre Sache lebt. Gott segne die meine, er segne die Freiheit und schenke der Menschheit den ewigen Frieden. Wenn der Sohn Gottes, die Welt zu erlösen, am Kreuze starb, wie dürfte ich um meinen Untergang klagen? In den Quirinal, zum Tode," sagte

er den Trägern und zu Minardi noch einmal: „Ich verzeihe Dir!“

Der Zug schritt weiter .. doch der Marchese sah und vernahm nichts mehr; bemerkte nicht die finstern, drohenden Blicke, die von den Begleitern des Papstes Macedonio und Alfani ihm zuschleuderten, hörte nichts von dem Lärm, dem Seufzen, den Gebeten und der Beiflage des Volkes .. ihm klang es nur unablässig im Ohr: „ich weiß, durch wen ich sterbe, aber ich verzeihe Dir.“ Die Verzeihung des Opfers — Minardi's Augen wurzelten am Boden, höhnisch und bitter versuchte sein Mund zu lächeln. Niedergedrückt, zerknirscht war er nicht. An ein zorniges Aufwallen des Papstes bei seinem Anblick hatte er weder geglaubt noch es gefürchtet, der Hoheit und Milde Ganganelli's lag, auch einem Todfeinde gegenüber, ein Ausstoben seines Grolles fern; aber er konnte doch wiederum nicht erwarten, daß der Papst mit ihm reden, so zu ihm reden würde, nicht vermuthen, daß die geheime Stimme der Natur Ganganelli ihn als seinen Mörder unwiderleglich bezeichnet hatte. Diese unerschütterliche Ueberzeugung des Papstes traf den Marchese mit demselben schweren Schläge, wie seine Vergebung. Ist es Großmuth? War es nur ein Schauspiel, das er vor sich selbst und den Zuschauern aufführte? grübelte Minardi mit argwöhnischem Sinn. Aber man heuchelt

doch nicht ohne Noth im Angesicht des Todes und wie Wenige hatten Gauganelli's Worte verstehen können! So wäre es deunoch die Erhabenheit einer hochherzigen Seele gewesen, die ihn geblendet und verwirrt, vor der er, wie vor den Strahlen der aufgehenden Sonne unwillkürlich die Augen gesenkt?

Die Schweizer schulterten die Waffen, dieser Klang des Stahls auf den Stahl riß ihn aus seinen Träumereien .. er blickte noch einmal hin auf die Stelle, wo die Sänfte des Papstes gehalten ..

Aus den Portalen der Kirche strömten die Volksmassen, unter Trommelwirbel zogen die Soldaten ab.

Noch brannten auf den Altären unzählige Kerzen, noch stieg aus den Rauchpfannen der Weihrauch; die Ministranten, die Chorknaben hatten ihre Geschäfte im Stich gelassen und waren dem Zuge gefolgt. Die Wenigen, die von der gewaltigen Versammlung noch zurückgeblieben, verschwanden in den vielen Nischen, Schiffen, Kapellen .. Minardi konnte wäuhnen, allein in S. Maria del Popolo zu sein. Wie ein Nebel schwebte es vor seinem Gesicht und doch ging er sicher, ohne zu irren, gerad auf den Hochaltar zu. Da stand noch der Thronfessel des Papstes .. jetzt leer, seiner Heiligkeit entkleidet, nichtig wie die Tiara mit all' ihren Edelsteinen, nichtig wie Rom selbst .. Minardi's Gedanken wanderten weiter: die Peterkirche

zerfiel, Stein um Stein, Eulen nisteten in den Thürmen der Engelsburg und Spinnengewebe zogen sich über die Wände des Vaticanus, die am heutigen Tage noch die Gemälde Rafael's schmückten. Von dieser Herrlichkeit drang nur eine halblaute Kunde in Märchen und Sagen durch die Jahrtausende. Glücklichere Zeiten und Menschen kannten das Papstthum nicht, keine Religionsverfolgungen, keine Priesterschaft. Im Wirbel der Welt, der Alles fortreißt und umgestaltet, wem leben wir, wonach trachten wir?

Einmal in diesen Zauberkreis gelockt, der so gar nicht seinen gewöhnlichen Anschauungen entsprach und dennoch seine Phantasie unter diesen Umständen unwiderstehlich anzog, hätte er wohl nicht so bald der Ausgang aus ihm gefunden, wäre nicht ein lang nachschleppendes, schwerseidenes Gewand über die Steinplatten des Fußbodens gerauscht.

Faustina stand vor ihm, sie kam aus einer Seitennische, wo eine Fürstin Odescalchi begraben liegt.

„Sahen Sie ihn?“ hauchte sie mehr, als daß sie vernehmlich sprach.

„Ich sah ihn.“

„Mörder!“ rief sie da, sich vergessend, in Leidenschaft aus. „Wir haben ihn getödtet, wir sind verdammt.“

Ihre Aufregung machte ihn ruhiger. Fest drückte

er ihre Hand und führte sie schweigend vom Altare durch die Kirche zum Portal. Dort erst antwortete er ihr: „Es hat uns beide tiefer erschüttert, als wir gedacht, als es nöthig war. Sterne zerstieben und Niemand klagt um sie. Ist er denn mehr? Wir thaten, was wir mußten, nun lassen Sie es uns mit festem Muthе leiden.“

„Ein Siegesfest gedachten wir zu feiern, ach, Minardi, mir ist es, als begingen wir unsere eigene Todesfeier.“

„Heut Abend, in Ihrem glänzend hellen Saal, werden Sie gelassener auf die Vorfälle des Morgens zurückblicken. Wir sind überrascht, daß ist Alles.“

Doch ängstigte ihn ihre Gegenwart, die Starrheit ihrer Züge, der gebrochene Ton ihrer Stimme; es war ihm eine Erleichterung, als er sie vor dem Portal der Kirche der Obhut ihrer Diener überlassen konnte. Auf dem Plage wogte es zwar noch von Menschenmassen hin und wieder, aber der größere Strom hatte sich dem päpstlichen Zuge nachgewälzt.

„Wo ist Hettore?“ fragte sie noch.

„Ich sah ihn nicht, er wird seinen Ehrenhandel mit dem Bildhauer ausfechten.“

„Und haben Sie kein Mitleid mit dem Kinde? Sie sind wie der Dämon, Sie locken an den Rand des Abgrunds und schauen dem Sturz des Unglück-

lichen mit eifriger Kälte zu, so werden Sie auch mich fallen lassen."

„Das Loos ist geworfen, trag's!"

Damit grüßte er und verschwand in der Menge ...

In seinem Hause ordnete er Alles zur schnellsten Abreise, nicht, daß er die Absicht gehabt, an diesem oder einem der nächsten Tage zu gehen, er hoffte durch Geschäftigkeit die ihm lästigen Gedanken zu verbannen und seine Aufmerksamkeit auf das Gemeinste und Kleinlichste zu richten. Wie Andere in Wein, betäubte er sich in Sorgen um Dinge, die er niemals sonst seiner Betrachtung gewürdigt. Seine Diener bemerkten mit leisem Kopfschütteln das Hestige und Unstäte ihres Herrn; vielerlei begann er, um es unmuthig bei Seite zu werfen. Trotz seiner Anstrengung erlangte er seine Selbstbeherrschung nicht wieder. Um seiner Unruhe einen Vorwand zu geben, forschte er mehrmals nach Hettore, wohin er gegangen, ob er noch nicht zurück? Er sandte Boten nach ihm aus, andere auf die Gassen, nach dem Quirinal, Nachrichten über das Befinden des Papstes einzuholen. Oft pflegt in solcher Stimmung, was nur Maske war, zur Wahrheit zu werden: die Unruhe über das Geschick des Jünglings, die er erheuchelt, ergriff ihn mit seltsamer Gewalt. Früher, als er es gewollt, verließ er am Abend sein Haus.

„Es kann spät werden, ehe ich heimkehre,“ sagte er den Dienern und nahm einen Mantel um.

Faustina Odescalchi feierte am 8. September ihren Geburtstag. In der Zeit ihrer Blüthe und ihres Einflusses hatten die Schmeichler, die ihr an diesem Tage Sonette in der Form Petrarca's zu überreichen gewohnt waren, nie verfehlt, in einer geistreich gesuchten Weise auf den vielverheißenden Zufall hinzudeuten, der sie am Tage der Geburt der Madonna in's Leben treten hieß. Heute waren die Poeten ausgeblieben und die Gefeierte selbst in der Stimmung, zu verwünschen, daß sie geboren worden. Doch war es eine glänzende Versammlung, strahlend von Schönheit, Reichthum und erlauchten Namen, die den Marchese im Palazzo Odescalchi empfing. So lange die Rezzonico's das Steuer des römischen Staates geführt, hatte die Aristokratie sie mit den Blicken des Hochmuths und der Scheelsucht betrachtet, als Emporkömmlinge, die nicht in den geheiligten Kreis der Colonna's und Orfini's gehörten, nicht unter die 187 Familien, die in das Goldene Buch der „edeln Römer“ unter Benedict XIV. eingeschrieben wurden. Mit dem Tode des früheren Papstes hörte diese Eifersucht auf, die Fürstin Odescalchi war eine vornehme Dame wie viele mehr. Daß der Adel sich an diesem Tage bei ihr zusammensand, geschah weniger ihr zu Ehren, als um dem

verhaßten Ganganelli zu zeigen, daß sein Unfall keinem zu Herzen ginge; nicht die Frau und die Fürstin, in Faustina begrüßte man die Gegnerin eines plebejischen Mannes, den die Ränke und Drohungen der Fürsten den Römern zum Herrn, der Christenheit zum Stellvertreter des Heilands gegeben. Die Unterhaltung der ganzen Gesellschaft hatte nur einen Gegenstand: das Ereigniß des Morgens. Die kirchlichen Würdenträger hatten sich von dem Fest entfernt gehalten, eben ließ der Cardinal Bernis, der höflichste Mann in ganz Rom, sich bei der Wirthin entschuldigen: die Krankheit des Papstes verhindere sein Kommen. Schon wetteten die Recksten, er würde den dritten Tag nicht erleben, die Gemäßigteren sagten: den Ausgang des Monats. Alle waren, in seltener Uebereinstimmung, davon überzeugt, Ganganelli stürbe an Gift, was auch seine Aerzte zu Gunsten einer andern Erklärung seines Leidens einwenden möchten.

Mit welchen Empfindungen hörte Faustina diesen Gesprächen zu! Jetzt lächeln, jetzt gleichgültig blicken zu müssen, bei Worten, die ihr das Herz zerschnitten! Eine freundliche, aufmerksame Wirthin zu sein, wo sie am liebsten in die tiefste Einsamkeit geflüchtet und ihren Schmerz in Thränen und verzweiflungsvollen Klagen ausgeströmt hätte! Unter all' diesen Gesichtern war keines das eines herzlichen Freundes, einer treuen

Freundin. An Minardi glitt sie schein vorüber und flüsterte ihm nur, Hettore meinend, zu: er ist noch nicht gekommen. Die Luft wandelte sie an, sich hier vor Allen die Mörderin des Papstes zu nennen, um durch dies Geständniß sich Ruhe zu erkaufen. Nur mühsam hielt sie in dem Zwang der Form und Sitte die wilde leidenschaftliche Bewegung gebannt, die ihre Seele in ihren Tiefen aufwühlte. Was kümmerte sie das Urtheil dieser eiteln, prahlerischen, geistesarmen Gesellschaft? Ihr Troß zu bieten, ihr zu sagen: zwischen mir und euch liegt eine unermessliche Kluft: für sie, bei der Ueberspannung ihres Gefühls, war das eine eigene Verführung. Der Marchese, der sie von fern beobachtete, entdeckte mit geheimem Grauen, wie ihre Wildheit von Minute zu Minute wuchs, wie ihre Lippen zuckten . . . Symptome, die er bei plötzlich ausbrechendem Wahnsinn bemerkt . .

„Willkommen!“ rief sie eben — es klang doch wie ein erleichtertes Aufathmen — „willkommen, das ist ein Freund!“

Graf Dagobert Waldburg war in den Saal getreten; sie flog ihm fast entgegen, alle Rücksichten ver-gessend und nicht achtend, daß ihr Betragen den Gerüchten, die sie längst mit ihm verlobt hatten, gleichsam die Weihe der Bestätigung gab.

„Schöne Frau, die alten Götter und die neuen

mögen Sie beschützen und segnen, damit uns nicht die Erkenntniß und der Anblick der Schönheit verloren gehe. Ich bin stets für mich selbst bedacht. Also ein langes Leben für Sie und Ihre Freundschaft für mich. Im nächsten Jahre feiern wir Ihr Fest an einem glücklicheren Tage, wo nicht die Glocken aller Kirchen wimmern und das Volk für einen Sterbenden betet. Bei den Musen, was wollen die christlichen Glocken bei einem Feste, für das nur die griechische Leier und ein Lied Catull's passen. Mein Geburtstagsgeschenk" — und er dämpfte seine Stimme — „ist eine gute Nachricht, der tolle Hettere ist nicht auf dem Kampfplatz erschienen.“

„Aber wo ist er?“

„Ich möchte sagen, im Frieden; man hat ihn zuletzt mit dem Bruder Francesco zusammen gesehen.“

„Bei dem Bruder Francesco! Himmel und Hölle, wir sind verrathen!“

Das rief sie so laut und so heftig, daß die ganze Gesellschaft aufmerksam wurde, jedes andere Gespräch verstummte und die peinliche Stille der Erwartung eintrat.

„Was thaten Sie!“ flüsterte vorwurfsvoll Minardi, aber Dagobert wußte mit Geistesgegenwart der unbedachten Aeußerung eine scherzhafte Erklärung zu geben. „Ja, freilich sind wir verrathen und mag es doch nun

Jeder erfahren, daß Sie mir Ihre Statue der Tänzerin aus Freundschaft, ohne Erlaubniß des Papstes, verkaufen wollten. Jetzt werden Sie das Kunstwerk und ich mein Geld behalten. O Römer, wo ist eure gerühmte Kultur? Mädchen kann man aus Rom entführen, nach Belieben, aber durchaus keine marmornen Tänzerinnen.“

Wochten die Andern ihm glauben oder nicht. Die Unterhaltung wandte sich auf die Künste; man bestürmte die Fürstin mit Fragen, ob es in der That ihre Absicht gewesen, sich dieser Zierde ihrer Sammlung zu entäußern .. Heimlich drückten die Damen einander ihre Verwunderung aus, daß sie sich in dem Verhältniß zwischen Faustina und dem deutschen Grafen so arg getäuscht hätten ..

Darüber hatte Dagobert den Marchese in eine Seitennische gezogen.

„Sie hat die Wahrheit unbewußt ausgesprochen, Sie sind verrathen, Minardi.“

„Was soll ich begangen haben?“

„Das kümmert Sie und Ihre Ankläger, nicht mich. Ich danke dem Gott der Philosophen, daß ich Ihre Geheimnisse nicht kenne. Aber wir haben uns Freundschaft gelobt, ich halte mein Gelöbniß. Um Mitternacht sollen Sie in aller Stille verhaftet werden“ ..

„Verhaftet? Nach dem, was mir der Papst in Gegenwart seiner Cardinäle gesagt?“

„Eben deshalb. Der Papst liegt besinnungslos, von schrecklichen Phantasien gequält. Die Kommission, die den Prozeß gegen Ricci leitet, hat es für nöthig gefunden, seine Mitschuldigen zur Untersuchung und Verantwortung zu ziehen. Lange zögerte man, gegen Sie einzuschreiten. Ihr Gespräch mit dem heiligen Vater in der Kirche hat den Ausschlag gegeben. So könnte nur einer reden, der Vieles wisse: soll Macedonio gesagt haben.“

„Allein diese Kunde, woher kommt sie Ihnen, Graf Waldburg?“

„Von den Sternen, mein Bester. Und nun, vorwärts! Sie müssen fliehen. Vorbereitet hab' ich Alles, bei einem einsamen Wirthshaus vor der Porta Cavalleggeri erwartet mich mein Diener mit guten Pferden. Waffen führ' ich mit mir, genug für uns beide. Wir reiten durch die Campagna nach Civita Vecchia. Ein englisches Schiff liegt im Hafen, den Lord Stanhope erwartend, der übermorgen seine Heimreise auf ihm antritt. Sie fahren mit ihm — ein langweiliger Bursche, aber er kann Sie Shakspeare kennen lernen und das ist einem Aufenthalt in der Engelsburg vorzuziehen.“

„Das thaten Sie für mich, still, ohne“ ..

„Die Polizei in meine Karten blicken zu lassen. Minardi, es steht etwas in Ihrem Gesicht, was wie Dank aussieht. Ueber die Rührung sind wir beide doch hinaus, Marchese! Eingeschlagen und zu Pferde! Wir haben drei Stunden Vorsprung; drei Stunden, das ist eine Ewigkeit für die Gendarmen Seiner Heiligkeit. Machen Sie den Kaiserbüsten dort eine Verei- gung, ich werde der Muse noch einmal meine Re- verenz bezeugen . . es ist immer ungewiß, ob man bei einem solchen Ritte nicht den Hals bricht. Ich weiß ein hübsches französisches Liedchen, das sing' ich Ihnen draußen in der Campagna.“

Minardi hielt die Arme über der Brust verschränkt, er ließ sie hinuntersinken: „Ich will nicht fliehen. Es wäre feige. Man wird Ricci quälen, Achilli, die an- dern Alle, sie werden die Fürstin verhaften, Hettore — ein Weib, einen Jüngling, und Alle meineten. Wenn ein gerechter Widerstand gegen Gewaltthätigkeit Rebellion ist, so war ich die Seele dieser Rebellion. Mögen sie's strafen. Ich kann nicht, Graf Waldburg — mein Freund“, und in seltener Bewegung drückte er die Rechte Dagobert's — „ich kann nicht.“

„So führ' ich Sie gewaltsam fort. Uebertreiben Sie doch nicht. Man wird den General nicht frei lassen, weil man Sie in's Gefängniß wirft. In der Freiheit gelingt es Ihnen vielleicht für Ihre Freunde

zu wirken, seien Sie kein Narr der Ehre, sondern ein Mann. Im Schiffbruch stößt der Verzweifelte das Brett von sich, auf dem der Muthige sich an den Strand rettet. Es soll keine Flucht sein, nur ein nächtlicher Ritt durch die Campagna, Sie begleiten mich, aus Naturschwärmerei, morgen stellen Sie sich vor Ihren Richter."

"Soll ich denn heute an alle Tugenden der Menschen glauben lernen?" sagte der Marchese düster vor sich hin.

Aber nicht die Ueberredungsgabe des Grafen, ein Ereigniß, mächtiger als sie, bestimmte zuletzt Minardi's Willen.

In dem Kreise der Frauen, zu denen sich Faustina begeben, wurde allmählig die Chronik der Liebesgeschichten erörtert. Unter dem Vielen, das den Tadel der Damen hervorrief, galt die Neigung und die bevorstehende Vermählung der Gräfin Solms und des Bildhauers nicht als der geringste Verstoß gegen die Sitte; man nannte es ein Hinabsteigen aus der lichten Sphäre in die des Dunkels und des Staubes. Faustina saß vergrämt, schweigend, den Pfeil in der Brust. Ein Diener brachte ihr dann eine Botschaft, auf die sie sich erhob, eine verschleierte Dame hatte sie um eine kurze Unterredung bitten lassen. In dem Gemach, wohin man sie geführt, fand dann die Fürstin

statt der „verschämten Armen“, die sie erwartet, Agathe.

„Ich wage keine Entschuldigung meines Besuches, Frau Fürstin,“ begann sie; „wenn die Sache mich nicht von meinem unangemessenen Schritte freispricht, meine Worte können es nicht. Die Angst, die Besorgniß um einen Menschen, der uns beiden theuer ist, treibt mich zu Ihnen. Was ist aus Hettore geworden? Er war am vergangenen Abend bei mir, aufgereggt, sinnverstört. Dem Bruder Francesco, der mir Nachricht von dem Zustande des Papstes gab, fiel er zu Füßen und beichtete ihm, schon im Fieber. Der gute einfältige Alte blieb die Nacht über ihm zur Seite, seine Reden aber verstand er nicht. Als der Jüngling einschlief, verließ er ihn, mich zu bitten, für ihn Sorge zu tragen. Indessen benutzte Hettore seine Entfernung, er war verschwunden, als ich ihn aufsuchte. Keine Spur von ihm, weder im Hause noch im Garten, geheimnißvoll, wie er gekommen, war er gegangen. Ich habe meinen Einfluß auf ihn verloren, Ihrem Winke jedoch wird er gehorchen. Lassen Sie ihn nicht untergehen, krank und wahnbethört, wie er ist. Bei all' seinen Fehlern, es war so viel Gutes und Edles in ihm. Ein Unbekanntes, Furchtbares belastet sein Gewissen; wenn es in Ihrer Macht steht, in Mi-

nardi's Macht, entheben Sie ihn dieser Bürde, retten Sie sein Leben und seine Seele.“

Vom Scheitel zur Sohle maß sie Faustina mit ihrem dunkelsten Blick. Die schlanke, blasser deutsche Frau erröthete unter ihm, aber das Bewußtsein einer glücklichen Liebe, die Sorge um den jungen Freund und ein leises Mitleid mit der besiegten Nebenbuhlerin erstickte schnell ihren aufsteigenden Unwillen über die Begegnung, die ihr ward.

„Warum bitten Sie mich? Ich kenne Signor Lebal-di's Aufenthalt nicht, auch hab' ich ihn nicht in das Verderben gestürzt.“

Mit aufgerichtetem Haupt, Agathe überragend, stand sie da. Ein Diadem von Rubinen und Demanten funkelten in ihren hochfrisirten Haaren. Das heftige Wallen ihres Busens hatte das Schleiertuch darüber verschoben und der Griff eines Dolches ward sichtbar; mit Wohlbehagen würde das Auge eines unbetheiligten Betrachters auf dieser hoheitsvollen, tragisch beseelten Gestalt geruht haben, die wie eine vollendete Schauspielerin die Heldinnen der alten Sagen und Geschichten, Medea und Agrippina, verkörperte; fehlte ihr doch auch der düstere Zug nicht, den das Verbrechen auf die Stirn zeichnet. Einen andern unheimlicheren Eindruck empfing Agathe von ihr, als sei sie einer Löwin gegenüber, die sich zum Sprunge rüstet.

„Trag' ich die Schuld seines Wahnsinns?“ stammelte sie.

„Du! Du allein!“ brach Faustina aus. „Soll ich Dir verhalten, was Du gethan? Wir lebten friedlich, Du hast die Zerstörung mit Dir gebracht. Mir entrißest Du den Freund, das Herz des Knaben erfülltest Du mit heißer Leidenschaft, die Du zu befriedigen niemals Willens warest. Du nahmest die Larve der Demuth und Treue vor, aber Deine Schlangenaugen bligten durch. Was willst Du von mir, der Du Alles geraubt, die Du namenlos elend gemacht? Kommst Du unter erlogenem Vorwand, Dich an meinem Schmerz zu weiden? Daß Du nicht auf Erden wärest! Um Dich hab' ich meine Seligkeit verscherzt, um Dich und Deinen Buhlen! Fahre zur Hölle, aus der Du stammest!“ Sie hatte den Dolch aus ihrem Busen gerissen ...

Indem erschollen von der Straße her die Klänge des Miserere und der Widerschein von Fackeln und Lichtern fiel in das nur von einer Ampel erhellte Gemach. Die Thüre, die nach dem Saal ging, wurde geöffnet, man rief nach der Fürstin. Sie hatte noch die Besinnung, den Dolch in den Gürtel zu stecken, Agathen's Hand zu ergreifen und die halb Bewußtlose mit sich zu führen: „Ein später Gast, aber nicht minder willkommen, die Frau Gräfin von Solms.“

Da die Mehrzahl der Gäste schon an die Fenster geeilt war, wurde das seltsame Paar, die zitternde Agathe und die wild auflachende Faustina, kaum beachtet.

Eine nächtliche Prozession, die Mönche des heiligen Franziscus an der Spitze, zog durch die Gassen, von einer Kirche des Ordens zur andern, für den kranken Papst zu beten. Aus dem niedern Volke schlossen sich Männer und Weiber an, mit jedem Schritte weiter vergrößerte sich die Menge. Einige trugen Fackeln, Windlichter die andern, die Mönche und die frommen Bruderschaften der Laien hatten ihre Fahnen entrollt, ein Crucifix von Elfenbein, das im Glanz der Fackeln wunderbar durch die Nacht leuchtete, wurde der Prozession vorangetragen. In den Gesang des Miserere, den die Franziscaner zuerst erhoben, waren allmählig alle eingestimmt. Dieser Zug, diese Töne, die Freiwilligkeit des Ganzen, in der sich so schön und einfach die Liebe des Volkes zu Ganganelli aussprach, hatten eine gewisse erhabene Feierlichkeit, die in dem Schweigen der Nacht um so ergreifender wirkte und selbst der vornehmen, herzensekalten Gesellschaft im Saale der Fürstin Achtung abnöthigte.

Als die letzten Reihen der Prozession vorüber waren, der letzte Widerschein erloschen und nur noch am Himmel eine blaßrothe Rauchwolke die Richtung

bezeichnete, die der Zug eingeschlagen, fühlte Agathe plötzlich die Hand Faustina's, diese schwere, sie unerbittlich festhaltende Hand, kalt und kälter werden, sich von der ihrigen lösen und langsam niedersinken.

„Seine Seele wird bei Gott sein, wo ist die Zuflucht der meinigen?“ hörte sie es neben sich flüstern ... dieselben Lippen, die vor wenigen Augenblicken einen Fluch über sie ausgestoßen, stöhnten im Schmerz.

Das Mitleid überwog jetzt in Agathen ihre Abneigung, die Furcht, die ihr Faustina eingelöst. „Helfen Sie der Fürstin, ihr ist unwohl,“ sagte sie dem neben ihr stehenden Cavalier.

„Seht Ihr die Wolke?“ rief da die Unglückliche. „Es ist nicht Rauch, es ist Blut, das wir vergossen und das zum Throne Gottes steigt, uns anzuklagen. Wo werden wir hinflüchten vor dem Antlitz des Gerechten? Wo wird Barmherzigkeit für uns sein, die wir keine geübt?“ Allein die Beklage schlug bald in heftigen Zorn um, drohend schüttelte sie den Arm: „Her zu mir, Miardi! Du darfst nicht fehlen! Willst Du mich bei seiner schrecklichen Anklage verlassen? Aus dem tiefsten Schlund der Finsterniß will ich Dich holen“ — und rasch, den Arm noch erhoben, wandte sie sich dorthin, wo sie den Marchese vermuthete, ihre irren Blicke trafen auf Agathe .. „Weh mir, das böse Auge!“ schrie

sie gellend und sank zusammen; der lange innere Kampf hatte endlich ihre stählernen Nerven zerbrochen ..

Während die Prozession unter den Fenstern des Palastes vorbeiging, war es Dagobert gelungen, den Marchese mit sich fortzuführen. Widerstrebend, ungeschlüssig hatte sich Minardi zum Ausgang des Saales gleichsam ziehen lassen. Hier stand er still, er vernahm jedes Wort Faustina's .. als sie niederfiel, war er entschlossen. „Setz bin ich frei,“ knirschte er zwischen den Zähnen, „frei um welchen Preis!“

Ein Theil der Gesellschaft blieb um die Fürstin versammelt, die Andern zerstreuten sich, den Ort des Unglücks fliehend und doch froh, die Augenzeugen desselben gewesen zu sein, bereit, seine Kunde überall zu verbreiten.

Dem Zuge des Wohlwollens folgend, das ihre Leidenschaften gereinigt und mit ihrer Liebe zu Reinhold ihr Herz verklärte, verweilte Agathe, bis Faustinen das Bewußtsein wiederkehrte. Dann glitt sie geräuschlos aus dem Saal. Den Schleier über das Gesicht gezogen, unbemerkt stieg sie die Treppe nieder. Auf der untersten Stufe schien ein Mann im Mantel sie zu erwarten. Sollte es der Freund sein, den ein Zu-

fall hierher geführt und der ihren Wagen vor dem Portal erkannt?

Der Mann ließ den Mantel, den er vor den Augen gehalten, zurückfallen. .

„Minardi!“

„Hat das Schicksal den Birkenzweig von Haimwald eingelöst? Ist nun Ihre Rache gesättigt?“

„Ich habe längst meinen Haß vergessen. Nach dem schrecklichen Schauspiel dort oben, das wir so eben erlebten, wer möchte da auch seinem ärgsten Feinde noch Böses wünschen?“

Er betrachtete sie eine Weile: „Wie sind Sie so demüthig geworden! Wer mir das in jener Novembernacht von Ihnen prophezeit! Aber vielleicht sind wir Menschen nur dazu bestimmt, den Kopf vor den Unsichtbaren zu neigen und müssen still sein und entsagen, um glücklich zu werden. Glückliche Nacht, für heute und immer.“

„Auch Sie sind von dem Unfall der Fürstin ergriffen, Sie sind bleich“ . .

„Ich habe einen scharfen Ritt noch vor, der wird mich warm machen. Mein Geschick zwang mich, Ihnen oft wehe zu thun, Frau Gräfin, denken Sie nicht allzu schlimm von mir. Wir sind nicht unser eigen, nur das Spielwerk einer finstern Macht, die wir nicht zur Rechenschaft ziehen können.“

Da winkte Dagobert, der unter dem Portal stand. Mit der ritterlichen Höflichkeit, die sie bei ihrer ersten Begegnung mit ihm schon angezogen, nahm er den Federhut ab, verneigte sich und schritt aus dem Palaste.

IV.

Durch die Porta Cavalleggieri waren Dagobert und Minardi ungehindert geschritten. Draußen zog der Graf seine französische Uhr aus Ferney: sie zeigte die zehnte Stunde.

„Wir haben Zeit vollauf,“ sagte er gelassen. „Warum sind Sie so stumm, Marchese? Auch Coriolan mußte in die Verbannung gehen und vielleicht geschah es auf demselben Wege, wie Sie.“

„Ich bin nicht trauriger gestimmt, als sonst. Es wird kühl werden, diese Nacht, und mich schauert.“

„Gestehen Sie es mir, der Unfall der Fürstin hat Sie erschüttert. Diese graufige Prozession, die selbst einen ruhigeren Sinn als den einer überreizten Frau verwirrt hätte! Aber ich kann der Kranken nicht helfen, das ist Sache der Aerzte“ ..

„Wär's nicht edler,“ unterbrach ihn Minardi in ungewohnter Aufwallung, „wir kehreten zu ihr zurück?“

„Seid ihr denn alle närrisch geworden, wie euer Papst? Dorthin, Minardi: rechts nach den Olivenbäumen zu; so — ich sehe den Lichtschimmer aus den schlecht verhängten Fensteröffnungen. Nun werden auch unsere Pferde nicht weit sein.“

Abwärts von der Fahrstraße, die über die Engelsbrücke führt, — in der alten Zeit die Via Aurelia Nova — unter den Trümmern römischer Bauten lag ein einsames Wirthshaus; eine letzte Station des Landvolks, das zu den Festen nach Rom pilgerte, heute von Banditen und Schmugglern, morgen von den Soldaten und Gendarmen besucht. Zu ihr hatte Dagobert seinen Diener mit Mänteln und Pferden vorausgesandt. Bei der Langsamkeit und Fahrlässigkeit der römischen Polizei hoffte er Minardi glücklich an den Bord des englischen Schiffes zu bringen. Einmal mit ihm aus der nächsten Umgegend Rom's entflohen, hielt er die Gefahr seines Freundes für beseitigt. Wäre er wie der Marschese nicht ganz frei von Anwandlungen des Aberglaubens gewesen, so hätte Faustina's Unglück seinen abenteuerlichen Entschluß geändert; so aber wollte er, dem Schicksal gleichsam zum Trotz, die Rettung Minardi's versuchen. Er ließ es sich nicht merken, wie nahe ihn das Ereigniß im Palaste Odescalchi berührte;

auf ihrem Gange nach dem Thor hatte er, vom Nächsten abschweifend, das Fernste herangezogen, Shakespeare's Verse über die Vergänglichkeit aus dem „Sturm“ citirt und eine Liebesarie aus einer Oper Favart's gesungen. Indeß war dem Marchese weder ein Wort noch ein Lächeln abzugewinnen. Willenlos ging er neben dem Grafen einher; er, der sonst den Andern die Richtung anzugeben pflegte, folgte blindlings fremder Leitung. Dabei hatte er das Gefühl seiner Niederlage, seines Gebrochenseins; „aber Geduld,“ sagte er sich, „wenn ich zu Pferd sitze, werde ich wieder ein Mann.“

Um zu dem Hause zu gelangen, mußten sie eine Senkung hinabsteigen und sich durch Steinhäufen und Gebüsche winden. Zwar gab es einen Fußsteg, aber er führte nur in einem großen Umwege zu der Schenke und Dagobert hielt es nicht für gerathen, ihn einzuschlagen, weil man ihnen auf demselben begegnen konnte. So eilten sie über das Feld hin; durch die Ranken des wilden Vorbeers, zerbrochenes Gesäul und Schlingpflanzen oft gehemmt, doch sie kamen vorwärts. Noch erhellten nur die Sterne flimmernd die Dunkelheit der Nacht.

„Da liegt ein Mensch im Grase,“ flüsterte plötzlich Dagobert. „Es ist Christenpflicht, ihn aufzuwecken, er bringt sonst das Fieber heim.“

Eine dunkle Gestalt — dicht vor ihnen — den

Kopf, über den sie den Mantel gebreitet, auf einem Architravstück ruhend .. Ehe sie Dagobert berührte, erhob sie das Haupt ..

Mit offenem Munde blieb der Graf stehen.

„Sind Sie's, Signor Tebaldi, oder ist es Ihr Geist?“

Bei dem Namen Tebaldi stutzte der Marchese, der bisher theilnahmlos weiter gegangen, und blickte nach den Beiden zurück.

Wer ihn jetzt gesehen, den blassen, müden, an Leib und Seele wunden Jüngling, mit dem brechenden Auge des Wildes, das die Jäger zu Tode geheht, und sich an den schönen, stolzen, kräftigen Knaben erinnert, der von Hainwald ausgezogen, die Welt kennen zu lernen und sein Glück zu suchen, dem hätte ein tiefes Mitleid mit dem Geschick des Irdischen die Augen mit Thränen gefüllt. Das war eine jener vielverheißenden Blüten, die das Schicksal an jedem Tage bricht, als wäre eine solche Menschenknospe nicht mehr werth, als die Knospe einer Blume und die Blüthe eines Baumes. Das Haar wild um die Stirn liegend, saß er auf dem Stein, das Kleid zerrissen, bestaubt.

„Gettore! Gettore!“ schrie Minardi bei diesem Anblick auf .. Das hatte er nicht erwartet, das schlug ihn ganz nieder. Etwas, das er nicht nennen wollte oder

konnte, zerriß ihm das Herz: die Neue. Er hatte in der Vollführung seiner Pläne nie nach dem Glück, daß er zerstörte, nach dem Unheil, das er bereitete, gefragt, in seiner Selbstsucht, in der Kälte und Härte seines Verstandes dünkte er sich gegen Nührung und Erbarmen gewappnet. Aber dieser Jüngling war ihm lieb geworden; der Nest zärtlicher Neigung, der in ihm noch geblieben, zwischen Hettore und Agathe hatte er ihn getheilt. Und beide mußten ihn als ihren schlimmsten Feind verklagen! Die unglückliche Ehe Agathen's hatte sein Erscheinen in ihrem Hause zur unseligsten gemacht. Den Jüngling entfremdete er seinen Verwandten, seinen Pflichten, er mißbrauchte sein Vertrauen und seine Arglosigkeit zu einer finstern That. War denn in Wahrheit ein Dämon des Bösen in ihm, daß er denen, die er liebte, am wehesten thun mußte? „Hettore!“ rief er noch einmal. „Mein Sohn, komm an meine Brust! Es ist noch nichts verloren, wenn Du bei mir aushältst! Jenseits der sieben Hügel liegt eine freundlichere Welt; Du sollst ihre Süßigkeit genießen, keiner ihrer Schmerzen Dich treffen. Die Pferde, Graf Waldburg, die Pferde! Wir müssen ein drittes für Hettore haben; gleichviel um welchen Preis! Morgen Abend haben wir brittischen Boden unter den Füßen, in drei Tagen fahren wir über das Meer. Vorwärts, die Pferde!“

Der alte, unbeugsame Wille, die Spannkraft schien wieder in ihm zu erwachen; er hatte wieder seine gebieterische Bewegung.

Aber Hettore schüttelte das Haupt. „Ich gehe nicht Deinen Weg. Auf diesem Stein sah ich die Nacht über Rom sich senken. Ihr Dunkel hüllte mich sanft ein und beruhigte mein Sinnen und Denken. Ich habe die Bitterkeiten des Lebens alle gekostet, die schlimmsten hast Du mir gemischt. Mein Pfad führt in die Stadt zurück; zur Buße, in's Kloster.“

„So sind diese Katholiken,“ meinte Dagobert mit erkünsteltem philosophischen Gleichmuth, „wenn es mit dem Ruhm und der Liebe nichts ist, nehmen sie den Mantel zusammen und sagen: in's Kloster. Bei dem Donner Jupiter's, Signor Tebaldi, das ist eine sehr wohlfeile Art, sich mit einem Gegner, den man zu einem Zweikampf auf Tod und Leben gefordert, abzufinden.“

„Nicht so, Graf Waldburg. Ich werde mich morgen Signor Steinbrecher zu Füßen werfen und ihn um seine Vergebung bitten. Der Buße Anfang ist die Demuth.“

So rasch war Dagobert nicht gewillt nachzugeben. „Signori, laßt uns in die Schenke gehen und ein Glas Wein trinken. Das dürfte Ihnen nöthiger sein, junger Freund, als das Kloster. Der Wirth hat vielleicht ein

Rosß, das Sie bis nach Civita Vecchia trägt, das Andere machen wir auf dem Wege ab.“

Aber er hatte nicht allein gegen die Schwermuth und Thatlosigkeit Hettore's anzukämpfen, auch Minardi verließ ihn. Er setzte sich zu dem Jüngling auf den Stein nieder und sagte: „Gehen Sie voran, Graf Waldburg, schließen Sie den Handel ab. Ich will noch mit Hettore reden, wir folgen bald.“

Mit einem Blick voll Zweifel und Trauer schied Dagobert von ihnen, er hoffte jetzt selbst nicht mehr auf einen glücklichen Ausgang ihres Unternehmens.

Ein silberner Streifen am Rand des Himmels, in dem die Zinnen der Engelsburg sichtbar wurden, verkündete den Aufgang des Mondes.

„Laß das Vergangene vergangen sein, Hettore,“ begann der Marchese, als die Schritte des Grafen in der Entfernung verflangen. „Glaube mir, es war nothwendig. Versinke nicht in Trübsinn, weil Du eine Frau aufgeben mußt. Deinem Gesicht und Deiner Jugend wird die Liebe nicht fehlen. Ich bin nicht fühllos gegen Deinen Schmerz, ich verspreche Dir auch nicht Trost und Heilung, wenn Rom hinter uns liegt. Solche Wunden vernarben langsam, aber sie bluten doch nicht ewig. Was Du jedoch entschlossen bist zu thun, trennt Dich auf immer vom Leben. Einmal im Kloster, führt Dich keine Brücke in die Welt zurück.“

„Und was sollte ich in ihr?“ erwiderte der Jüngling. „Wieder betrogen werden? Gestern Nacht schüttete ich mein Herz dem Bruder Francesco aus, ich mußte einen Menschen haben, dem ich alles sagen konnte. Alles — ich erschrak vor mir selbst. Ein Glender bin ich, ein Genosse der Mörder! Sie hatten mich wohl vor Euch gewarnt, ich klage nur mich allein an, nicht Dich, nicht die Fürstin. Stolz und Eitelkeit haben mich verführt, laß mich büßen in der Zeitlichkeit, um den ewigen Strafen zu entgehen.“

„Kind! Kind! Haben sie Dich mit ihren Mährchen verwirrt? Was wissen sie, was Du und ich, von dem Unerforschlichen? Vergeltung sollte er üben für Thaten, die doch auch in seinem Rathschluß liegen mußten, da sie geschehen! Hätte ihm nicht ein Sandkorn genügt, sie zu hindern? Warum willst Du so vermessen sein, ihm vorzuschreiben, was er belohnen und was er bestrafen soll?“

„Du wirst die Stimme meines Gewissens nicht zum Schweigen bringen, nicht wegreden, was mir die Brust bedrückt. Eins wird mir das Kloster geben: Frieden. Habe ich ihn bei Dir gefunden? Unstätt hat mich mein böses Geschick und mein Eigenwille umhergeworfen, ohne Ruhe und Rast. Hast Du denn nie die Sehnsucht gefühlt, still zu sein, ganz still? Vergessen von Allen, losgetrennt von den Erscheinungen,

die Dich neckten und täuschten, lebendig und doch schon im Grabe? Den Tag über bin ich durch die Campagna gewandert, öde und einsam wie sie dehnt sich die Zukunft vor mir aus. Da ist kein Baum, der mir Schatten, kein Quell, der mir Erquickung gewähren könnte. Der Papst wird sterben, nie darf ich Altern und Geschwistern, nie wieder ihr unter die Augen treten — wenn Du menschlich empfindest, mußt Du mit mir sagen: für solche Unglückliche ist nur im Schooße Gottes Platz.“

„Ist Dir denn die Freundschaft nichts? Du redest von Darben und Entbehren, wo ich bin? Wird meine Hand Dir nicht den Weg ebnen, Deinem müden Haupt das Kissen unterschieben, Deinen durstenden Lippen den Becher bieten?“

„Den Becher! Und Du fürchtest nicht, daß ich Gift darin entdecken könnte?“

„Settore!“

Der Mond war über der Burg heraufgezogen. Von der Seite der Stadt her tönte Pferdewieher, Hufschläge — wie von galoppirenden Reitern, die immer näher kamen.

War's der Widerschein des Mondes, Entsetzen über Settore's Wort oder das Nahen der Reiter . . . der Marchese ward weiß, wie ein Leichentuch.

Auch in der Schenke mußten sie aufgestört worden sein, Dagobert huschte über das Feld.

„Hinter dem Hause stehen die Kofse, wir reiten querfeldein. Auf, Signori, auf!“

Mit einer letzten Anstrengung hatte sich Minardi erhoben, Hettore rührte sich nicht.

„Kommst Du nicht mit mir?“

„Der, an den Du nicht glaubst, beschütze Dich.“

Trotzig drückte Minardi seinen Hut in die Stirn. „Fahr' hin, thörichte'r Knabe! Fahr' hin!“

Regungslos saß Hettore einsam wieder auf seinem Stein . . .

Während Dagobert und Minardi nach der Schenke eilten, waren die Reiter auf der Fahrstraße erschienen; es war eine Schwadron päpstlicher Dragoner, wohl an fünfzig Männer. Von ihrer höheren Stellung aus sahen sie Hettore und die Flüchtigen. Einige sprangen im Augenblick aus dem Sattel und stürmten den Abhang hinab, Andere jagten im wilden Galopp auf der Straße weiter, um jenseit des Hauses, wo das Feld ebener war, den Fliehenden den Rückzug abzuschneiden. Es blieb kein Zweifel, sie suchten den Marchese. Ein Zufall mußte ihnen seine Spur verrathen haben.

„Aus!“ sagte Minardi den Schauplatz überblickend.

Sie waren noch einige Schritte vom Hause entfernt, Dagobert's Diener führte ihnen die Kofse

entgegen; schon aber sausten auch die Kugeln der Dragoner aus ihren langläufigen Karabinern über sie hin.

„Aus!“ wiederholte Minardi noch einmal, ruhig und fest war seine Haltung und Stimme geworden. Vergebens deutete Dagobert auf die Pferde hin. „Es hieße nur den Todeskampf verzögern. Die Waffen her, die Waffen!“

Und ehe nun Waldburg hindernd ihm in den Arm fallen konnte, hatte er eine der Pistolen dem Diener entrißen und auf die nahenden Soldaten abgeschossen.

Diese wiederholten das Feuer, eine Kugel traf die Brust Minardi's . . .

Wie er niederstürzte, schrie Hettore auf. Ein bitteres Lächeln glitt über die Lippen des Sterbenden, es ward milder, als Dagobert neben ihm niederkniete und ihm den Kopf aufriß . . .

„Machen Sie sich keine Mühe mehr, es ist vorbei . . . Sie aber sind treu bis in den Tod, Graf Dagobert.“

„Deutsche Art,“ murmelte der.

Noch griff Minardi nach seiner Hand — da beugte sich das Gesicht Hettore's zu ihm nieder. Er schloß die Augen.

Eine Minute später umringten sie die Soldaten. Den Marchese fanden sie nicht mehr am Leben, er war lautlos im Anblick Hettore's gestorben.

Dagobert bestand darauf, daß man den Todten in der Schenke lasse, bis man aus der Stadt eine Tragbahre herbeigeschafft, um ihn nach der Stadt zu bringen. Dem Offizier der Dragoner, der ihn hart anfuhr, drohte er, daß er sich persönlich über ihn bei dem Papste beklagen würde, wenn er die geringste Mißhandlung erführe oder man ihm in der Sorge für die Leiche seines Freundes nicht vollkommene Freiheit gewähre. Seine Entschiedenheit verschaffte ihm Gehorsam; sichtlich war der Offizier über den unglücklichen Ausgang selbst bestürzt; „wir hatten nicht erwartet, daß er sich zur Wehr setzen würde,“ sagte er. „Sie mögen Zeugniß dafür ablegen, Herr Graf, daß meine Leute erst nach dem Angriff des Marchese auf ihn schossen.“

Das lebhaft geführte Gespräch hatte die Aufmerksamkeit Aller von Hettore abgewandt. Da er bei ihrer Ankunft nicht von seinem Platz gewichen, mochten ihn die Soldaten, seinem ganzen Aussehen nach, für einen müden Wanderer halten, der einen Augenblick rastet. Hätte es eines Wunders bedurft, den Entschluß Hettore's zu bestärken, keines hätte ihn tiefer getroffen, als der Tod Minardi's. So wunderbar war die Macht dieses seltenen Mannes über die Menschen, daß sogar die, welche ihn wie Hettore, zu hassen Grund hatten, von einer unerklärlichen Neigung für ihn bewegt wurden. Wie ein von plötzlichem Lichtstrahl Geblendeter

starrte der Jüngling auf den Leichnam nieder. In erster Ergriffenheit hatte er sich auf ihn werfen wollen, aber der schmerzliche Gedanke zog ihn fort: im Zorn gegen ihn sei Minardi aus dem Leben geschieden. Ohne dich, ohne deine Weigerung mit ihm zu fliehen, wäre er jetzt schon in Sicherheit: so klagte ihn sein Gewissen an. Wieder, wie bei dem Verbrechen gegen Ganganelli, hatte der Zufall ihn, den Unschuldigen, zum Vollstrecker des Verhängnisses auserlesen. Durfte er noch länger in einer Welt bleiben, in der jeder seiner Schritte ihn tiefer in Irrthum und Schuld stürzte? Wenn er nicht eilig in das Kloster flüchtete, vielleicht war es ihm noch bestimmt, den Tod Agathens herbeizuführen . . . Eine Thräne quoll aus seinen glanzlosstarrten Augen und tropfte schwer auf die erkaltete Hand Minardi's. Als wäre es eine letzte Pflicht, die er gegen den Todten zu erfüllen hätte, nahm er seinen Mantel ab und breitete ihn über die Leiche hin aus . . . Langsam wandte er sich dann und schritt der Stadt zu; im vollen Glanz des Mondes ward der eberne Engel hoch oben auf der Burg sichtbar. Einige der Soldaten wollten ihm nachhellen. „Laßt ihn nur,“ hielt sie Dagobert zurück, „er geht unter die Miliz Gottes.“

. . . In derselben Stunde hatte sich im Quirinalischen Palaste der Papst von seinem Bette erhoben.

Ein wohlthätiger Schlaf, in den er bald nach seiner

Rückkehr aus der Kirche der Madonna del Popolo gefallen, und der mit geringen Unterbrechungen bis zum Abend gewährt, hatte ihn gekräftigt und die Besorgnisse eines plötzlichen Todes, deren sich seine Umgebung und die Cardinäle hingegeben, zersteut.

Die Cinen, und zu ihnen gehörte der Cardinal Bernis, wollten nicht an eine Vergiftung des Papstes glauben, sie erklärten im Gespräch wie in Briefen seine Krankheit für eine natürliche. „Die Gesundheit seiner Heiligkeit,“ so erzählt Bernis in einer seiner Depeschen an den französischen Hof, „hat sich seit den Monat Februar 1774 zu verändern angefangen. Die Verzögerung der Herausgabe von Avignon, die sich der heilige Vater zu sehr beeilt hatte, dem Publikum anzuzeigen, verursachte ihm einen für seine Gesundheit um so gefährlicheren Verdruß, weil er ihn nicht zu erkennen geben wollte. Fanatische Prophezeihungen, die seinen Tod verkündigten, und häufige Drohungen von Doldh und Gift, die man die Unvorsichtigkeit hatte, ihm mitzutheilen, vermehrten die lebhaften Eindrücke des Verdrußes, den er in seinem Innern zu sehr verborgen hat. Die schlechtenhaften Säfte, mit denen er behaftet ist, wurden gereizt und anstatt auf der Haut herauszutreten, griffen sie das Innere seines Mundes und die Eichel der Kehle an. Seine Gemüthsstimmung wurde düsterer und unruhiger mit seinen Bedienten,

obwohl dies nicht den auswärtigen Ministern schien, die von der eingetretenen Veränderung der Gesundheit des Papstes genau unterrichtet wurden. Doch Jedermann bemerkte, daß Seine Heiligkeit, die noch vor zwei Monaten mit großer Leichtigkeit ging, weit schwerfälliger und schwächer wurde. Dieser Zustand, den man der großen Hitze zuschreiben konnte, hat bis jetzt Niemanden als den Papst beunruhigt, der sich eingeschlossen hatte, um die Wasserkur zu gebrauchen; er hat sich weder den eigenen Ministern noch denen der auswärtigen Höfe mitgetheilt. Dem Volke zeigte er sich jedoch alle Tage, indem er ausging oder in den Kirchen Gebete verrichtete. Während dieser Zurückgezogenheit hat sich eine zahlreiche Partei bemüht absichtlich und hämisch zu verbreiten, der Papst werde von lächerlichen und abergläubischen Schreckbildern geängstigt, er erfreue sich nicht mehr derselben Gesundheit und Heiterkeit wie früher und sein Kopf wäre bedeutend angegriffen; doch seit acht Tagen, daß sich Seine Heiligkeit den auswärtigen Ministern mittheilt, hat Keiner diese Geistesverwirrung, die seine Feinde aussprengten, wahrgenommen. Doch Alle waren der Meinung, daß seine Gesundheit bedeutend angegriffen sei und er sehr abgemagert habe und daß dieser Zustand in Kurzem entweder sich verbessern oder mit einem mehr oder weniger nahen Tode enden müsse.“ Aber zuweilen ward die

Sicherheit, mit der Vernis diese Behauptungen nach Frankreich berichtete, eben durch die Symptome der Krankheit selbst erschüttert, dann ging er aus seiner flugen, diplomatischen Zurückhaltung heraus und schrieb: „Sene, welche mit Unflugheit oder Bösheit urtheilen, finden die gegenwärtige Lage des Papstes keineswegs natürlich; man wagt Urtheile und Verdacht mit um so größerer Leichtigkeit, als gewisse Berruchtheiten in diesem Land weniger selten sind als in vielen andern Ländern“ . . .

Diesmal jedoch hatten die, welche „mit Klugheit oder Bösheit“ urtheilten, Recht. Ein undurchdringliches Geheimniß bedeckte den Lebensausgang Ganganelli's. Mit großer Geschicklichkeit benutzten die Freunde der Jesuiten, die ihn tödteten, den ausgegriffenen Gesundheitszustand des Papstes, daß als Wirkung der Krankheit erschien, was durchaus die Folge eines, langsam die innere Organisation des Leibes zerstörenden Giftes war. „Das Wasser von Perugia,“ nennt es ein Geschichtschreiber. Die Freude, die Ganganelli in den ersten Tagen nach der Aufhebung der Gesellschaft empfand, das Gefühl der Heiterkeit und Kraft, die ein bedeutjamer Erfolg, ein glücklich ausgeführtes Unternehmen uns giebt, konnte nicht lange währen. Um die schweigende Mißbilligung der Cardinäle, so vieler Bischöfe, des römischen Adels zu ertragen, hätte es einer stärkeren Willenskraft be-

durft, als er sie besaß. Das Lob der Könige, die Bewunderung, mit der ihn die Fremden, meist englische und deutsche Protestanten, überschütteten, betäubte doch in ihm nicht die Anklage seines eigenen Gewissens. Mit welchen Plänen, welchen Thaten spielt der Menich nicht in seiner Phantasie! Wenn er sie dann aber, halb nur mit dem festen Entschluß seines Willens, halb im Drang der Nothwendigkeit, verwirklicht, wie haben sie den Glanz verloren, in dem sie vor ihm schimmerten, wie ist da überall Dunkel, wo er vorher nur Licht sah! In seiner Anschauung der katholischen Kirche, wie er ihr Weien, ihre Zwecke und ihre Zukunft auffaßte, hielt Ganganelli die Vernichtung der Jesuiten für ein Werk des Heils; es entfernte die drohende Gefahr eines Schisma's, es stellte den tiefererschütterten Frieden und die Einheit der Kirche wieder her, es gab Zeugniß für den guten Willen des „Stellvertreters Christi auf Erden,“ auch seinerseits die allgemeine Duldung zu fördern. Zu spät mußte er nun, nach der Unterdrückung der Gesellschaft, erkennen, daß nicht die Jesuiten mit ihrer Bertheidigung des Alten, sondern er mit seinen Neuerungen außerhalb des heiligen Kreises der römischen Kirche stände. Seine That war gerecht, sein Ausspruch unanfechtbar für Alle, welche dem Papstthum huldigten, und dennoch begegnete ihm überall ein heimlicher Widerstand, sah er überall strenge, unmuthige

Nienen. Wenn er gehofft, durch die Macht seines päpstlichen Wortes die Welt zu überzeugen, die vielen Gegner des Ordens durch sein Ansehen zu ermuntern und den Dank der gesammten katholischen Christenheit zu erndten, wie sehr hatte er sich doch getäuscht. Wie Steinbrecher es ihm gesagt, er war allein. Im Lager der Protestanten und noch mehr in dem der Philosophen und Freigeister mußte er seine einzigen Freunde suchen. Und in dieser Erkenntniß, die ihn in Stunden der Schwermuth und Verdrossenheit beunruhigte, lag der erste Keim jener Krankheit, die seine Feinde in der vornehmen römischen Gesellschaft für Wahnsinn erklärten. Seine Fröhlichkeit schwand, nur mit einem inneren Zwang raffte er sich noch vor seinen Freunden zu jener heitern Laune auf, die in seinen glücklichen Tagen dem Umgang mit ihm einen so sanften und unwiderstehlichen Reiz gegeben. Verschllossen, in sich gefehrt, war er im Oktober 1773 von Castel Gandolfo wieder in der Hauptstadt eingetroffen. Seitdem hatte sich seine trübe Stimmung nicht geändert, die einsiedlerische Lebensweise, die er immer geliebt, artete in Menschenjehu und Unlust an allen Geschäften aus. Seine Umgebung indeß, die seinen plötzlichen Tod gefürchtet, wurde sorgloser und muthiger, als sie Monat nach Monat verübergehen sah, ohne daß eine Hand sich erhob, den gefallenen Orden zu rächen. Den Mißmuth und die

Traurigkeit des Papstes schrieben sie jenem Umschlag menschlicher Empfindungen zu, der nach großen Krisen einzutreten pflegt. Erst im Sommer des Jahres 1774 wurde es seinen Aerzten klar, daß dies Leiden, das sie von kurzer Dauer gewähnt, ihn allmählich trotz der Kraft seiner Natur aufreiben werde.

Von einem Besuche, den er dem Cardinal Albani in seiner Villa abgestattet, neu aufgefundene Kunstwerke anzuschauen, in den Quirinal zurückgekehrt, klagte er über ein kaltes Fieber, das seine Glieder schüttelte. Er werde sich der Abendkühle zu sehr ausgejezt haben, behauptete Salicetti und verordnete eine Schweißkur. Der Bruder Francesco, der den Papst begleitet, erzählte zwar, sein Gesicht habe sich plötzlich und unnatürlich verwandelt, als er dort aus den Händen eines Dieners ein Glas Eiswasser genommen, aber der Arzt wollte nicht daran glauben, um so weniger, da Ganganelli die Vermuthung Francesco's mit einer gewissen Hast zurückwies . . .

Einige Tage später fingen Alle an seiner Genesung zu verzweifeln an. Der Verdacht, daß er Gift getrunken habe, erwachte wieder; um ihn nicht zu erschrecken, gab man ihm unter dem Vorwand, es seien Arzneien gegen seine Krankheit, die verschiedensten Gegengifte ein. Ohne Weigerung nahm er sie, doch mit einem verständnißvollen Lächeln. Sie blieben wirkungslos,

da sie die letzten Ursachen seines Uebels nicht zu zerstören vermochten, doch verschafften sie ihm Erleichterung und verzögerten seinen Todeskampf. Wer diese traurigen Blätter in der Geschichte Ganganelli's prüfend betrachtet, dem drängt sich die Ueberzeugung auf, daß bei einer ruhigeren und festeren Stimmung des Gemüths, bei einer fröhlicheren Lebensart und größerer Zerstreuung das Leben des Papstes vor der Gewalt des schleichenden Giftes wohl hätte gerettet werden können. Daß er sich düster in sich verschloß, ängstigenden Träumen nachhing, zitternd in die Zukunft und freudlos in die Vergangenheit blickte, daß seine Phantasie sich mit Schreckbildern bevölkerte: das machte seine Krankheit unheilbar. Wider Erwarten war seine That auf ihn selbst zurückgefallen . . .

Von seinem Bett aufgestanden, im langen, faltigen, weißen Rock, auf Buontempi's Schulter gestützt, schritt er auf und nieder.

„Es geht besser,“ sagte er. „Ich bin noch nicht am Ende. Zieht die Vorhänge des Bettes zu; es ist schrecklich, dort zu liegen unter dem drückenden Baldachin. Ist es nicht der Deckel eines Sarges? Mehr Lichter! Wie dunkel ist es hier! Deffnet die Thür nach der Halle. Ich will mich müde gehen, um zu schlafen.“

Schweigend vollzogen die Diener seine Befehle, auch die Aerzte wagten keinen Einspruch.

„Morgen wollte ich den Sonnenuntergang am Albanersee noch einmal genießen. Wirßt Du es erlauben, Salicetti?“

„Vielleicht nach dreien Tagen.“

„Du bist hart für einen, der bei den wenigen, die ihm noch zugezählt sind, sein Leben nur noch nach Stunden zählt.“

„Der gefährlichste Anfall ist vorüber. Ihre Heiligkeit gebe sich nicht trüben Gedanken hin; bei solchen langwierigen Leiden ist Geduld und Ruhe das beste Heilmittel.“

„Sei doch ruhig mit meinem Kopfe auf Deinen Schultern!“ entgegnete Ganganelli und ging durch die weitgeöffneten Flügelthüren in die Halle.

Leise flüsternd blieben die Andern zurück und verfolgten ihn nur mit den Augen: er hielt sich aufrecht an einem Stabe in seiner rechten Hand, die linke ruhte auf Buontempi's Schulter.

„Sind wir allein?“ fragte er scheu ohne sich umzublicken.

„Ja, heiliger Vater.“

„Schau wohl aus, Buontempi! Schleicht da nicht ein Schatten an der Säule?“

„Es ist Dein eigener.“

„Mir erschien er wie der Lorenzo Ricci's.“

„Lorenzo Ricci sitzt wohlverwahrt in der Engelsburg, es fehlt ihm, da Du es so geboten, an keiner Behaglichkeit des Lebens.“

„Die Freiheit fehlt ihm. Wie ich sein Loos beklage! Aber ich mußte, ich mußte! Wenn ich mit ihm vor Gottes Richterstuhl trete, werden alle Schleier gesunken sein. Unser Gott ist barmherzig! er mag meine Einsicht verdammen, mein Wille war rein. Und leide ich nicht, Buontempi? Härter als der Schächer am Kreuz! Schließe ich die Augen zum Schlaf, thut sich die Hölle vor mir auf und die Posaune des jüngsten Tages schallt markererschütternd in mein Ohr“ . . .

Der Vater erwiderte nichts, auch schien Ganganelli seine Antwort nicht zu erwarten. In der Mitte der Halle stand er still: „Könnte man zu seinen Erinnerungen sagen: flieht! Könnte man die vollbrachte That vergessen! Aber sie wandelt fortan mit uns und ist ein Theil unsers Lebens geworden. Es ist ein Nessusgewand, das uns verbrennt.“

„Willst Du nicht ruhen, heiliger Vater?“ rief Buontempi.

„Nein, nein! Laßt es hell um mich sein, hell und weit. Die Dämonen sitzen zu Häupten meines Bettes und starren mich mit boshafter Freude an. Ich bin

hienieden ihnen verfallen, wird mich drüben Gottes Gnade aus ihrer Gewalt befreien?"

„Die Gräfin Solms war während Deines Schlafes im Palast,“ begann der Vater, um die schwermüthigen Vorstellungen des Papstes zu zerstreuen, „ich habe sie über den Zustand Deiner Heiligkeit beruhigt. Warum läßt Gott eine so edle Frauenseele im kegerischen Irrthum?“

„Meinst Du, Gott habe nur einen Weg zum Himmelreich bereitet? Unsere Kirche ist der gradeste und die Heiligen haben ihn geebnet; auf ihm ist das Vorwärtskommen leichter, als auf den schmalen Pfaden, darauf Gott, wenn er will, die Heiden und die Keger zu seiner Herrlichkeit führt. Ja, das Herz dieser Frau ist eine kostbare Perle. Ich will vor meinem Tode die Hände der beiden Menschen, die mich so sehr geliebt, obgleich ich ihnen nichts war, als ein armer Sterblicher, segnend in einander legen. Wenn Niemand sonst, sie werden mein Gedächtniß in Ehren halten.“

„Und ich? Und Bruder Francesco und alle Freunde Deiner Heiligkeit?“ fragte Buontempi mit ausbrechenden Thränen. „Sind wir nicht mit tausend Banden der Liebe und des Gehorsams an Dich gefesselt? Haben wir nicht Freude und Leid mit Dir getheilt? Möge unsre Zunge verdorren, wenn sie Deinen Namen auszusprechen verlernt.“

Begütigend drückte ihm der Papst die Hand. „Ich kenne Deine Treue; meine Feinde werden meine Bilder stürzen. Laßt sie in Staub sinken, nicht in Marmor und Erz, in den Herzen will ich fortleben.“

Eine Bewegung allgemeiner Ueberraschung, die im Kreise der im Schlafgemach Zurückgebliebenen vorging und Ausrufe des Erstaunens hervorrief, drang bis zu Ganganelli; langsam vorschreitend näherte er sich ihnen und fragte: „Was habt Ihr?“ Und da Keiner, wie es schien, die Antwort und ihre Folgen auf sich nehmen wollte, wurde er unmuthig: „Fürchtet Ihr denn Euch Alle vor der Wahrheit?“ und sie noch einmal mit dem Blicke musternd, erkannte er den Laienbruder Francesco unter ihnen. „Tritt heran,“ winkte er, „Du bist ein Bekenner. Was verheimlichen sie mir?“

„Eine große Sünderin will sich zu Deinen Füßen werfen, heiliger Vater, sie aber weigern ihr den Zugang zu Dir.“

„Ist dies die Stunde Deine Heiligkeit zu belästigen?“ wandte einer der Umstehenden ein.

„Hast Du gelesen, daß Jesus Christus die Hülfeflehenden zurückwies, weil es zu spät oder zu früh sei? Wer ist diese Frau?“

Wieder wagte nur der Laienbruder zu antworten: „Die Fürstin Odescalchi.“

„Es ist unverantwortlich,“ murrte Macedonio, „daß

die Wachen und die Dienerschaft dies Weib haben bis in den Vorjaal dringen lassen.“

„Seid Ihr nicht wie die Pharisäer, die über die Verletzung des Buchstabens eiferten? Wenn sie nicht in Todesängsten wäre, würde diese Frau nicht zu mir gekommen sein. Ich will in der Halle mit ihr reden.“

„Heiliger Vater, bedenken Sie Ihren leidenden Zustand!“ warnte Salicetti.

„Ich denke meiner Pflicht. Wenn Dich ein Kranker um Mitternacht weckt, folgst Du nicht seinem Ruf?“

Es dauerte eine Weile, ehe Faustina an der Hand des Laienbruders in der Halle erschien. Man hatte für den Papst einen Armsessel und ein Kissen für sie zum Niederknien dorthin getragen.

Laut schluchzend warf sie sich nieder, das Gesicht auf dem Boden verbergend. Ein langer dunkler Schleier umhüllte sie ganz.

Auf einen Wink Ganganelli's wurden die Thüren geschlossen.

„Rede, meine Tochter,“ sagte er, „nun hört Dich Niemand als Gott und ein Sterbender.“

Faustina hatte nicht lange in ihrer Ohnmacht gelegen, so stark der Anfall gewesen, der ihren Körper erschütterte, ihre kräftige Natur raffte sich bald wieder

auf. Nur die Aufregung ihrer Phantasie minderte sich nicht; sie handelte wie unter magischen Einflüssen. Als die Letzten ihrer Gäste sich entfernt, sie von ihrem vertrautesten Diener erfahren, daß auch der Marchese mit dem Grafen Waldburg gegangen, ruhte sie einige Minuten, wechselte ihre Kleidung und fuhr nach dem Quirinal. Einen Zweck, eine klare Absicht verband sie nicht mit ihrem Entschluß: sie wollte noch einmal zu seinen Füßen liegen. Nun war sie da ..

„Gnade!“ schluchzte sie, „Gnade!“

Er machte das Zeichen des Kreuzes auf ihrer Stirn und tröstete sie, sich zu ihr nieder neigend, in jener milden Weise, welche Alle, die ihm näher gestanden, als den bezeichnendsten Zug seines Charakters gerühmt.

„D hättest Du immer so zu mir gesprochen, wie so Vieles wäre anders gekommen. Ich wäre Deine demüthige Magd geblieben und hätte keinen andern Wunsch gehabt, als Dein Glück.“

„Du warest eitel und hoffärtig, meine Tochter; Dich gelüstete es nach der Herrschaft in der Kirche Christi“ ..

„Und darum entzogest Du mir Deine Freundschaft?“

„Ich glaubte nicht, daß Du Verlangen nach ihr trügest.“

„Deine Worte und Ermahnungen wären mir eine Leuchte auf dem dunklen Pfad meines Lebens gewesen“ .. und in leidenschaftliche Thränen ausbrechend schüttete sie ihr Herz vor ihm aus, ihre Verirrungen, ihre Liebe zu Reinhold, ihre Pläne gegen ihn selbst .. unklar, ungeordnet, wie Empfindungen und Gedanken in ihr aufstiegen — das Bekenntniß einer stolzen und doch endlich schmerzbezwungenen Seele.

Aufmerksam hörte der Papst ihren Geständnissen zu, nur als sie den Namen des Marchese nannte, sagte er abwehrend: „Von ihm schweige. Was die Nacht bedeckt, soll der Tag nicht sehen.“

Sie hätte in die Ewigkeit hinein so vor ihm knien mögen; in einem wild durchstürmten Dasein war dies ihr der erste Augenblick vollkommener Ruhe. Nie, seit sie von der Schwelle ihres väterlichen Hauses in Venedig, aus Dürftigkeit zu Reichthum und Ehre nach Rom gegangen, hatte sie ein so ungetrübtes Wohlbefinden genossen, als jetzt, es war wie der Nachklang der Freuden ihrer harmlosen Kindheit. Nur besitzen solche Gefühle keine Dauer, die Stunde rauschte vorüber .. Salicetti, Buontempi und die Andern wurden über die lange Unterredung ungeduldig und fürchteten eine Ermüdung des Papstes; der Arzt öffnete die Thür der Halle.

Ganganelli blickte auf .. „Geh' nun, meine Toch-

ter, Gottes Gnade ist unererschöpflich und die Fürbitten seiner Heiligen fehlen niemals dem Reuigen.“

„Sie gönnen mir nicht den Platz zu Deinen Füßen,“ sagte sie traurig, „sie treiben mich von Dir“..

„Erhebe Dein Herz zu Gott, da bist Du gut gebettet, und wenn Du ihn recht liebest, kann Dich Nichts von ihm reißen.“

„Darf ich Dich wiedersehen, heiliger Vater?“

„Wenn Gott es erlaubt.“

Zum erstenmal während ihres Gesprächs schaute sie jetzt zu ihm auf, so lange hatte sie mit dem Blick Magdalena's zur Erde gestarrt. Suchte sie in diesen von der Krankheit schon zerstörten Zügen jenen sanften, melancholischen Reiz, der für sie einst das Antlitz Ganganelli's verklärte? Verstand er die Thränen zu deuten, die bei diesem Anblick ihr entströmten?

„Ich bin nur noch mein Schatten,“ sagte er, „Du aber blühst wie die Blume des Morgens.“

Sie küßte ihm noch einmal die Füße, ihre langen schwarzen Haare rollten fessellos darüber hin .. dann schwankte sie hinaus, beide sollten sich nicht wiedersehen.

Vor Ganganelli's innerem Gesicht aber schien nach ihrer Entfernung ein finsterner Schatten aufzusteigen, er streckte die Arme in die Luft, als wolle er ihn abwehren. „Schütze mich, heilige Jungfrau!“ stöhnte er.

Mit geheimem Grauen sah ihn seine Umgebung von seinem Sessel flüchten und durch die Halle wankenden Schrittes irren, wie einer, der von Feinden verfolgt, sich bald hier, bald dorthin wendet. Keiner hatte den Muth, ihn anzureden. „Ich brenne, ich brenne!“ rief er. „Gebt mir Wasser! Betet Alle für mich, betet!“ Erschöpft fiel er vor einem kleinen Bilde der Madonna nieder. Vor vierzig Jahren hatte er es aus seinem Brevier genommen und in einen Rahmen von schwarzem Ebenholz gesteckt. Zwei Lampen brannten Nacht und Tag davor und er pflegte ihm eine besondere Kraft zuzuschreiben. „Gnade! Gnade!“ flehte er ..

Stellvertreter Gottes — und doch elend an Leib und Seele, wie der Niedrigste unter uns allen! Welchen Spuk treibt das Priesterthum mit der Thorheit der Menschen!

V.

Von allen Brunnen Rom's der berühmteste ist die Fontana Trevi. Erst vor wenig mehr als zehn Jahren hatte sie Clemens XIII. vollendet. So klein der Platz, auf dem sie an der Seitenwand eines Palastes gelegen, um so außerordentlicher und unvergeßlicher ist der Eindruck, den die vielen, silberklaren, aus künstlichen Felsenmassen quellenden Wasserbäche hervorbringen. Das Becken, worin sie sich ergießen, liegt tiefer als die Straße: so glaubt man in einen See zu schauen. Rings umher erhöhen die Statuen, die das Ganze abschließende, mit Pfeilern und Säulen reich geschmückte Palastfaçade, wie geschmacklos sie auch im Einzelnen dem künstlerischen Sinn erscheinen mögen, die malerische Wirkung. In der mittleren Nische steht Neptun in einem Wagen, den Seepferde ziehen und muschelblasende Tritonen begleiten. An-

muthig ist das Mädchen auf dem einen Relief, das durstende Krieger zur Quelle geleitet.

Rom ist eine Stadt der Nacht, nur im Schatten, bei dem Schein des Mondes enthüllt sie ihre geheimnißvolle Schönheit.

Auf einer der Steinbänke, die zur Seite der Nischen sich erheben, saßen Reinhold und Dagobert. Es war in der Nacht des 25. Septembers. Die Wasser rauschten, in dem Becken spiegelte sich der Mond; sie aber schwiegen. Wer von den Fremden Rom verläßt, kömmt in der Nacht, die seinem Scheiden vorhergeht, zur Fontana Trevi, um von ihrem Wasser zu trinken, ein ewiges Gedächtniß der Siebenhügelstadt. Aber nicht der Gedanke des Abschieds bekümmerte ihr Herz .. Vor drei Tagen, am Morgen, in der achten Stunde, war Clemens XIV. sanft und ruhig im Herrn entschlafen.

Sanft und ruhig — so versicherten seine Anhänger und sie erzählten zugleich, daß der heiligste Mann des Jahrhunderts, Alfonso Maria Liguori, der damals in einem kleinen Städtchen des Königreichs Neapel Bischof war, dem sterbenden Papste erschienen sei und daß er in seinen Armen den Geist ausgehaucht habe. Dazwider verbreitete sich das Gerücht: das letzte Wort des Papstes sei gewesen: „O mein Gott, ich bin verdammt!“ Schmähschriften in lateinischer und italie-

nischer Sprache bedeckten am andern Morgen die Säulen und Thüren der Kirchen. Alle Laster wurden darin Clemens XIV. vorgeworfen und seine Seele den Dämonen überliefert. Einen schrecklichen Anblick gewährte sein Leichnam. Bleich war sein Antlitz, schwarz die Lippen, all' seine Glieder mit violetten Flecken bedeckt: er glich einem Baum, der in seiner Wurzel von einem Wurm gestochen, seine Rinde verliert und abstirbt. Die Zerstörung, die das Gift angerichtet, spottete der Künste derer, welche die Leiche einbalsamirten. Sein päpstliches Gewand war für ihn wirklich das Hemd des Nessus gewesen; als man es ihm abzog, blieb ein Theil seiner Haut daran haften. Auf dem Sammetkissen, darauf sein Haupt geruht, blieb sein Haar kleben . . .

Die an diesem Tage den schwarz ausgeschlagenen Saal besuchten, darin auf erhöhtem Katafalk in allem irdischen Pomp eines Priesterkönigs, von unzähligen Kerzen umgeben, die Leiche Ganganelli's ausgestellt war, konnten in der großen Entfernung, in der die wachhaltenden Nobelgarden, Mönche von allen Orden, Priester und Prälaten in drei- und vierfachen Reihen sie hielten, davon nichts bemerken, aber geschäftig lief die Kunde dieses entsetzlichen Ausgangs von Mund zu Mund. Der Raum vor den Stufen des Katafalks wurde von Betenden und Neugierigen nicht leer. Doch

waren es meist nur die Fremden oder Männer und Frauen aus dem Volke, die stets mit rührender Liebe dem menschenfreundlichen und leutseligen Papste angehangen; der römische Adel hielt sich von ihm, den er im Leben so unausgesetzt mit seinem Haß verfolgt hatte, auch im Tode fern. In diesen Kreisen und bei der höheren Geistlichkeit verdrängte, nach seinem Hinscheiden, die Frage, wer sein Nachfolger werden würde, jede andere. Schon begannen die Parteiungen, die Listen und Ränke für das kommende Conclave, nicht einmal Bernis fand Zeit, dem gestorbenen Freunde ein ehrendes Gedächtniß zu widmen: seine Depeſchen beschäftigten sich nur mit der neuen Papstwahl .. Ein Schauspiel, das die beiden Deutschen mit Schmerz und Widerwillen erfüllte. Ihnen galt noch Freundschaft, Dankbarkeit und Treue. Trotz seines Leichtsinns und der Zerfahrenheit seines Dichtens und Trachtens, in dem Wirbel eines oft wüsten Genußlebens hatte Dagobert ein edles Herz bewahrt. Das Band, das ihn seit Jahren mit Steinbrecher und Agathe vereinigte, war allmählig ein innigeres geworden; der ernste Reinhold hatte in dem Grafen, unter der Oberfläche des Weltmanns, Züge der Großmuth und des Edelsinns entdeckt, die seine erste, nicht allzugünstige Meinung von ihm umwandelten. Dagobert's Benehmen beim Ausgang Minardi's stimmte ihn vollends um. An

jenem Abend, als der Graf durch dasselbe Thor der Reiter, durch das er vor zwei Stunden mit dem Lebenden geritten, mit der Leiche Minardi's auf einer Tragbahre, von Fackelträgern und Soldaten umgeben, wieder in die Stadt einzog, war er dem Bildhauer begegnet. „Erweisen Sie ihm die letzte Ehre, Herr Steinbrecher,“ hatte er ihm zugerufen. „Sie liebten den Todten nicht, aber er war ein Mann und verdient wohl, daß ihn Männer zu Grabe geleiten.“ Und so führten beide den traurigen Zug nach dem Hause des Marchese, wo die Sbirren noch beschäftigt waren, Schränke und Kasten zu versiegeln . . .

Ein solches Ereigniß brachte die Männer leichter zusammen, als es die lange Zeit ihrer früheren Bekanntschaft vermocht. Mit freundlicheren Augen sahen sich beide an. Der Tod Minardi's versetzte auch den ewiglachenden Dagobert in eine ernstere Stimmung, die ihm das Wesen Reinhold's verständlicher und sympathischer machte. Auf gewaltjame Weise waren ihm nacheinander Friedrich, Maddalena und Minardi entrisen worden. Der Hauch des Todes hatte auch seine Wange gestreift: etwas, wie eine Umkehr fand in seinem beweglichen Herzen statt. Die Wichtigkeiten, die ihn so ausschließlich in Anspruch genommen, verloren ihren Werth für ihn und die Anwandlungen von Schwermuth ließen sich nicht mehr durch den Gesang

eines tollen Liedes verschrecken. Hätte ihm der Zufall ein neues, lockendes Abenteuer entgegengeführt, so möchte freilich Graf Dagobert sich nicht länger mit Gedanken geplagt haben, so aber that das Geschick Alles, ihn in seiner Melancholie fest zu halten. Wie er sagte: „das Leichentuch um uns wird immer größer und ich bin nur neugierig, ob uns selbst noch ein Loch zum Durchschlüpfen übrig bleibt.“ In beständiger Unruhe hielt ihn wie Steinbrecher Agathe mit ihrer Sorge um Settare . .

Wie er dahinschlich über die öde Campagna, umflattert von dem schwarzen Mantel, nach dem Leichnam Minardi's noch einen scheuen Blick zurückwerfend, fast hätte man an einen Mörder denken können, der den Erschlagenen flieht — das war das Letzte, was der Graf von dem jungen Tebaldi zu berichten wußte. Seitdem entschwand jede Spur von ihm. In verschiedenen Klöstern hatten sie Nachfrage gehalten, waren aber überall zurückgewiesen worden. In keinem wollte man den Jüngling kennen, in keinem ihm Aufnahme gewährt haben. Die Krankheit des Papstes erlaubte ihnen nicht, von ihm den Beistand der Behörden in ihren Nachforschungen zu erbitten, und aus freien Stücken war die römische Geistlichkeit nicht geneigt, den Regern zu willfahren und die Heiligkeit des Klosters durch eine polizeiliche Untersuchung brechen zu lassen. Buon-

tempi und Francesco, die ihre Theilnahme für Gettore nie verhehlt, hatten in diesen Tagen andere und größere Sorgen; auch erschien ihnen der Entschluß des Jünglings, Mönch zu werden, in einem andern Lichte, als seinen deutschen Freunden. Wo diese ihn hindern wollten, fühlten sie sich hingezogen, ihn zu unterstützen und zur Erreichung seines Zieles beizutragen. So hüllte eine undurchdringliche Wolke Gettore ein.

Die Männer saßen noch im Stillschweigen zusammen. Auf den kommenden Morgen hatte Dagobert seine Abreise bestimmt, ihm selbst war es noch ungewiß, wo seine Reise ihr Ziel finden würde. Nur Rom war ihm verleidet. „Ich bin der Ruinen, der Priester und der Todten satt,“ hatte er gesagt, als sie vorhin den Saal verlassen, darin die Leiche des Papstes ausgestellt war. Nun erwarteten beide an dem Springbrunnen die Gräfin Agathe, die sich nicht so leicht auf immer von der entseelten Hülle des Mannes trennen konnte, der ihr fast den Vater ersetzt, und noch in Erinnerungen verloren an den Stufen des Katafalks kniete.

Die Neugierigen hatten sich allmählig in der spä- ten Abendstunde entfernt, ein schwerer Dunst von Weihrauch, Ambra und stark duftenden Wohlgerüchen, vermischt mit dem Rauch der Kerzen und dem Staub, den so viele Kommende und Gehende mit sich führen,

lag über dem Saal in drückender Schwüle. Nur Wenige hielten in Andacht und Gebet oder beherrscht von innerer Aufregung aus. Ihren Phantasieen hingegeben empfand Agathe weder Ermüdung noch die steigende Hitze. Das eintönige Miserere der Mönche, die in kurzen Pausen sich gegenseitig ablösten, wiegte sie in eine Traumwelt ein. Es waren friedliche Bilder, die an ihr vorüberzogen. Seit Ganganelli in ihr Leben getreten, hatte es eine andere Richtung gewonnen. Wie ein vom Sturm gepeitschter See unter dem Blick der Sonne sich wieder ebnet, so, dünkte es sie jetzt, sei es mit ihrem Dasein geschehen. Alle Begegnisse, in denen sie mit ihm zusammengetroffen, trugen dies Gepräge des Friedens, der Seelenheiterkeit und herzgewinnender Milde. Niemals hatte sich seine Güte, seine Geduld in Leiden verläugnet. Vier Tage vor seinem Tode hatte er sie und Reinhold an sein Lager beschieden und mit väterlichen, segnenden Worten ihre Hände in einander gefügt. Für sie war sein Andenken von einem unverlöschlichen Glanze gekrönt. Wenn sie des Bildes dachte, das ein gefeierter Dichter ihrer Heimath, Klopstock, von dem Dichter des Christenthums als des „liebenswürdigen Mittlers“ zwischen der Gottheit und den Menschen entworfen, konnte sie ohne phantastische Uebertreibung in Ganganelli den echten Stellvertreter dieses „größten Menschenfreundes“ fin-

den. Es war ein wunderbarer Traum, den sie erlebt, ein römisches Zauberspiel, das trotz seines tragischen Endes sich für sie in ihrer Liebe zu Reinhold schön und harmonisch fortsetzte. Von der Vergangenheit schweiften ihre Gedanken in eine Zukunft, die sich leuchtend vor ihr ausbreitete. Die Schwierigkeiten, die, wie sie vermuthet, ihre Verwandten ihrer neuen Heirath entgegensetzen würden, waren beseitigt: sie hatte Briefe von Allen empfangen, zwar nur im Ton kühlster Höflichkeit, aber doch frei von Groll und Haß. Im Geiste richtete sie sich ihr Haus zu Haimwald ein; jene Stätten, die ihr so lieb und vertraut waren, tauchten wieder vor ihr auf, die stille schweigende Haide im Glanz eines frischen Herbstmorgens, das alte Schloß mit seinem Garten und Tempel, die Meduse, die Reinhold und Hettore nicht hatten zeichnen können, die Gräber ihres Vaters, ihres Bruders .. das Heimweh überkam sie mit jener süßen Gewalt, die es nur auf ein deutsches Gemüth ausübt. Wie anders sprach doch die kahle, öde Landschaft jenseits der Berge zu ihrem tiefsten Herzen als die reichere, leichtere Italiens. Und jetzt, sagte sie sich, kannst du auch glücklich in ihr sein, glücklich wie nur in den Tagen der Jugend.

In dem Gesang der Mönche war wieder eine

Pause eingetreten; dann begann eine andere Bruderschaft das Klage lied.

„Es sind die Mönche aus dem Kloster der Apostel,“ flüsterte man hinter ihr und sie lauschte mit einer gewissen Neugier. In diesem Kloster hatte Ganganelli bis zu seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl gewohnt und fast war auch seitdem kein Monat verstrichen, in dem er es nicht besucht hätte. Manche der Sänger mußten ihn persönlich gekannt haben, einige hatten ihm vielleicht nahe gestanden. Ob in ihrem Gesange, in dem Zittern ihrer Stimmen sich ihre Ergriffenheit über den Verlust eines Freundes bemerklich machen würde? Mit gespanntem Ohr horchte Agathe.

Da in dem Stimmengebrause — welch' ein Laut! War es eine Täuschung? Nein, sie hörte deutlich den Ton wieder heraus — die Stimme Hettore's.

Aber vergeblich mühte sie sich unter all' diesen gleich gekleideten, von der Kapuze halb verhüllten, fern stehenden Gestalten den Jüngling mit ihren Augen zu erreichen, zu erkennen. Sie vernahm nicht mehr den Gesang der Andern, sie hörte nur noch seine Stimme. Entschlossen, nicht eher zu gehen, als bis sie sich überzeugt, daß er es in Wirklichkeit sei und keine Ähnlichkeit sie täusche, blieb sie auf ihrer Stelle. Gegen die Mitternacht wurden die Pforten des Saales

geschlossen, nur eine geringe Zahl von Priestern und Dienern verweilte in der Nacht bei der Leiche. So hoffte sie im Hinausgehen Hettore zu erblicken. Indeß erregte auch sie die Aufmerksamkeit der Wachen und Mönche. Umher knieten noch einige arme Frauen, alte Männer. Sie war die einzige, deren schwarzes Kleid und der lange schwarze Spitzenschleier Reichthum und vornehme Geburt anzeigten. Die Kammerherren und die Nobelgarden sprachen heimlich mit einander und wenn Agathe aufgeschaut, würde sie gemerkt haben, daß sie der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit geworden.

Jetzt schwieg die Stimme — der Gesang erstarb.

Die Beter erhoben sich: eine silberne Glocke wurde geläutet, zum Zeichen, daß die Ceremonien an der Leiche des Papstes für diesen Tag beendigt seien.

Da Agathe noch regungslos in ihrer Stellung verharrte, näherte sich ihr einer der Kammerherren und bat sie aufzustehen und den Saal zu verlassen, er glaubte sie so erschüttert, daß er ihr voll italienischer Höflichkeit seine Begleitung durch die Gänge des Palastes anbot.

In diesem Augenblick setzte sich auch der Zug der Mönche in Bewegung. Voran schritten die Franziskaner der heiligen Apostel. Ein alter Mann trug ihnen ein silbernes Crucifix voran. Hinter ihm schrit-

ten, die Kapuzen über das Gesicht gezogen, Kerzen in den Händen, zwei jüngere Gestalten in der Tracht der Novizen. Sie mußten an Agathen vorbei, die mit ihrem Begleiter an dem Ausgang des Saales, unter der Flügelthür stand, um den Zug vorbeizulassen.

Ihr Herz pochte so gewaltig und eine solche Fieberhitze stieg ihr in das Gesicht, daß sie den schwarzen Schleier nicht darüber ertragen konnte und ihn zurückschlug.

Die Wachskerze in der Hand des einen Trägers schwankte zitternd hin und her.

Auch Agathe erbleichte ... „Settore!“ flüsterten wider ihren Willen ihre Lippen, so leise, daß nicht einmal der neben ihr Stehende es vernahm. Aber schärfer hört das Ohr der Liebe. Bei dem Ruf des geliebten Wesens wollte der Novize hastig und erschrocken den Kopf auf die andere Seite wenden, als gälte es, einer Versuchung des Satans zu entgehen. Dabei glitt die Kapuze zurück ... So sahen sich beide ..

Er, um fortan hinter den Mauern eines Klosters, in Gebeten, Andachtsübungen und Entsagung das Leben in Traurigkeit hinzubringen — sie, um im Arm der Liebe das Glück zu suchen.

Was ist die Wahrheit? Was ist das Rechte? Oder sind beide Weisen, die kurze Frist unsers Daseins aus-

zuleben, nur verschiedene Formen der großen Welttäuschung? Hat die Natur, ihre Zwecke zu erfüllen, den Einen zum Entfagen, zum Genießen den Andern bestimmt, ist jenes keine Tugend und dies keine Sünde? Leben wir, uns selbst unbewußt, nur nach den Gesetzen, Kräften und Fähigkeiten unserer Leiblichkeit oder entscheiden wir mit unserm Willen, wenigstens dem Geiste nach, unser Geschick?

Aber unbeirrt von diesen Betrachtungen, wie tief ihn auch der Anblick Agathens in all' ihrer Schönheit, die nun einem Andern gehörte, das Herz zerriß, raffte sich Hettore entfagend zusammen.

Mit der Linken zog er die Kapuze wieder über die Stirn, in der Rechten hielt er die Kerze.

„Sursum corda,“ lächelte er im Vorüberschreiten ..

„Und es ist doch nur ein Seufzer aus der Tiefe,“ meinte Agathe sich vergessend zu ihrem Begleiter.

Der kannte die Gräfin Solms und hatte in dem Novizen den Neffen des Papstes erkannt .. er ahnte die Geschichte, die zwischen beiden gespielt.

Von der Porta Cavalleggieri war Hettore nach dem Tode Minardi's zum Kloster der Apostel geflüchtet. Dort, hatte ihm Francesco in Agathens Gemach gesagt, wolle er ihm ein Asyl bereiten. Die Berufung auf den Laienbruder öffnete ihm die Pforte. Der Prior empfing ihn gütig, dem Verlangen des Jüng-

lings aber, schon in den nächsten Tagen die Gelübde ablegen zu dürfen, entsprach er nicht. So nahm Hettore das Novizenkleid. Er, der sonst nur von Pferden, kostbaren Kleidern, vom Stolz und Glanz der Welt geträumt, übte jetzt die niedrigsten Dienste ohne Murren. Gehorsam und geduldig folgte er jedem Befehl. Welche Prüfungen ihm auch auferlegt wurden, er ertrug sie in Demuth. Es schien, äußerte der Prior zu den älteren Mönchen, als habe er sich den tugendhaften Wandel und die Frömmigkeit seines Oheims zum Muster genommen, ihnen nachzueifern. Erfuhr der sterbende Ganganelli nun den Entschluß und Aufenthalt seines Neffen? Francesco mochte doch in der letzten Stunde sein Versprechen, Hettore nicht zu verrathen, gebrochen haben; denn nach dem Hinscheiden des Papstes brachte er ihm das Gebetbuch desselben und jenes kleine Madonnenbild, das er im Schmerz des Todes geküßt, als letztes Geschenk. Wer könnte die Empfindungen des Jünglings schildern, als er diese Gaben — das Einzige, was ihm von seinem Oheim blieb — empfing! Zu spät sah er jetzt ein, wie weise und nur sein Wohl bezweckend die Absichten Ganganelli's gewesen. Hätte ich nie die Sapienza verlassen, rief er aus. In seinem Trübsinn betrachtete er seine Vergangenheit wie eine Woge von Irrungen und Verschuldungen. Als eine Gunst erbat er es sich vom

Prior, mit dem andern Mönche an dem Katafalk der Leiche Wache halten und die Psalmen des Todes singen zu dürfen. Wie herrlich und blendend ihm darum auch Agathe erschien, ihn verlockte sie nicht mehr. Die Welt hatte ihren Reiz eingebüßt. Nicht Wahrheit und Frieden, nur Trug und Betäubung war in ihr. Auf ewig! sagte er still in sich hinein, als er an ihr vorüber war.

Bewegter kam indeß Agathe nach dem Springbrunnen, zu den wartenden Männern. Sie setzte sich zu ihnen, um ihnen von Hettore zu erzählen. Ob sie nicht ein Mittel wüßten, ihn dem Kloster wieder zu entreißen? Aber Dagobert suchte sie zu trösten: „Sein Loos wird nicht so traurig sein, als Sie es sich ausmalen. Für eine katholische Phantasie liegt eine geheime Wollust in dieser Verschollenheit. Engel und Heilige bevölkern sie; wo wir mit unserm blöden Verstande nur Dunkel erblicken, offenbart sich ihnen der Glanz der Himmel. Je wilder und ausgelassener sie ihre Jugend vertobt, um so höher, wenn sie einmal die Gnade berührt, steigt ihre Heiligung. Aus dem Stoffe Hettore's schnitzt die Kirche ihre Bekenner und Wunderthäter. Eigen und der Untersuchung werth, wenn wir nur nicht so viel Besseres im Leben zu thun hätten, Sie, einander zu beglücken, und ich, den Rest

meines Vermögens auf eine nicht gemeine Weise zu vergeuden."

"Ich gestehe," jagte Reinhold wie als Antwort darauf, „daß der Katholicismus auch nicht den leijesten Einfluß auf mich geübt, wie innig die Bande waren, die mich mit dem Papst vereinten. Diese Religionsübungen gehören dem Kindesalter der Menschheit an. Auf die Sinne und die Seele der Barbaren mußte diese Verbindung unbegreiflicher Dogmen, erhabener Lehren und weltlicher Pracht von unwiderstehlicher Gewalt sein. Die feierlichen Klänge der Glocken und der Orgeln bildeten mit der Sage von dem Tode des Heilands eine erschütternde Harmonie. Die Traurigkeit und das Elend der Armen zeugten gleichsam für die Wahrheit der traurigen Lehren, die diese Erde den bösen Mächten überließ und das Heil nur im jenseitigen Himmelreich erwartete. Da war die Kirche eine Mittlerin im schönsten Sinne, in der Herrlichkeit ihres Schmuckes, den Alle betrachteten, in der Heiterkeit oder dem Ernst ihrer Feste, daran Alle theilnehmen konnten, gleich sie dem Vorhof des himmlischen Jerusalems. Die Heiligen, die man dort oben von Angesicht zu Angesicht zu sehen hoffte, waren in bunten Farben auf ihre Wände gemalt, sie lächelten dem Armen zu, sie streckten dem Lahmen, der sich auf Krücken zum Altare schleppte, aus ihren Wolken den

Palmenzweig entgegen. War es nicht der Wohlgeruch des Paradieses, der aus den Rauchpfannen emporstieg? Nur ein Thor kann die Segnungen läugnen, die Europa der katholischen Kirche verdankt. Aber diese Tage sind vorbei, jene Menschen sind todt. Nicht mehr wie in diesem Brunnen ein ewig frisches Wasser, rauscht in der Kirche das Wasser des Lebens. Von starren Felsen umringt ein todttes Gewässer. Mag es die Wolken des Abends und den Sonnenuntergang noch wieder spiegeln, es gewährt keinem Durstenden mehr Erquickung. Der gute, herrliche Mann, den wir beweinen, betrog sich selbst, wenn er in den milden Sprüchen seiner Weisheit das Wesen seiner Kirche zu finden glaubte. Es war nur der Ausdruck des Geistes, der in uns Allen mächtig ist: des Geistes der Duldung, der Menschenfreundlichkeit und der Brüderlichkeit. Der weiß nichts von dem Unterschied der Religionen und ist in seinem Fortgang vielleicht auserlesen, sie alle aufzuheben. Zu seinen Jüngern wird die Nachwelt Ganganelli zählen. Endet mit ihm das katholische Rom? Ist ihm noch ein neuer Aufschwung in der Flucht der Zeiten bestimmt und der Schatten Loyala's berufen, noch ferner von diesen Steinen aus die Welt zu beherrschen?"

„Vermuthlich;" unterbrach ihn Dagobert, „denn die Todten sollen auferstehen und die Menschen sind es

noch nicht müde, am Zügel geführt zu werden. Wohl dem, der nicht mit der Menge die breite Straße läuft! Seine eigene Philosophie haben und sich um die Andern nicht kümmern, das ist das Beste! Freilich muß man dazu ein französischer Generalpächter oder ein deutscher Reichsgraf sein. Sechshundsechzig Jahre, welches schönes Alter und ich werde es nicht erreichen, aber für einen Papst besagt es doch nicht zu viel. Wahrlich, Ganganelli säße noch auf dem Thron, hätte er es nicht so ehrlich gemeint. Die Welt verbessern, die Kirche von ihren Mißbräuchen reinigen, ist das eine Arbeit für einen alten Mann?“

„Er dachte edler von den Menschen, als sie es verdienen,“ entgegnete Agathe. „Sie haben sein Vertrauen gemißbraucht und seine Güte mit Undank gelohnt. Er war auch mehr eine nordische Natur als ein Reis aus südlichem Boden.“ Einen Becher hatte Dagobert mit dem Wasser des Brunnens gefüllt; er bot ihn der Gräfin dar. „Spenden Sie seinem Schatten das Trankopfer!“

Und während Agathe die Tropfen über den Boden sprengte, sagte Reinhold: „Das heidnische Rom, der Scipionen, der Bildhauer und Maler, dieß allein hat eine Ewigkeit, eine unvergängliche Blüthe. Nie werden seine Trümmer, diese Werke aufhören, die Bewunderung der Welt zu sein. Die Kerzen der Peterskirche

werden erlöschten, aber von diesen Statuen, diesen Bildern wird ein Licht ausgehen, das um so heller leuchtet, je weiter Bildung und Gesittung dringen. Die römische Kirche brauchte die Finsterniß des Mittelalters, um in ihr als der einzig strahlende Punkt, der Leuchtthurm aller zu erscheinen. Aber die Kunst fürchtet nicht, daß es Tag sei. Sie verlangt von dem Menschen keinen Glauben, sie erschreckt ihn nicht mit den Vorstellungen ewiger Strafen, eines jüngsten Gerichts, heiter wie sie selbst ist, will sie die Welt. Zur Schönheit und zu einer edlen Freiheit erzieht sie den Menschen; sie verherrlicht jede Tugend und weiß auch die kältesten Herzen mit Begeisterung zu entflammen. Die Erziehung zum Ideal: das ist, wenn das Leben einen Zweck hat, die Aufgabe der Menschheit. Ein wunderlicher Zufall hat die Kirche zur Besitzerin der Kunst gemacht. Die Säulen, die sie zuerst gebrochen, sammelte sie nachher, Statuen, die sie gestürzt, stellte sie in ihren Palästen wieder auf. Das Erbe Griechenlands erhielt sie uns. Ahnte sie nicht, daß sie mit der einen Hand die Geister band, mit der andern sie löste? War dies Rom eine Unterdrückerin der Menschen, so ist es jetzt ihre Befreierin geworden. Wer von ihm scheidet, trägt einen Schatz von Schönheit, Reinheit und Klarheit mit sich, daß ich sagen möchte: er kann nicht mehr unglücklich werden, er ist ein Geweihter!"

Innig drückte Agathe seine Hand an ihr Herz und Dagobert rief: „Bravo! Ich wünschte nur, und die Frau Gräfin möge es mir verzeihen, wir wären, wie bei unsern ersten nächtlichen Spaziergang, zu Bieren anstatt zu Dreien.“

Diese Erwähnung der Fürstin brachte doch eine unbehagliche Stimmung hervor, die in einem betretenen Schweigen Agathens und Reinhold's sich ausdrückte. Aber dem Zauber der Nacht und der Umgebung, dem gutmüthigen Gesicht Dagobert's mit seinem halb faunisch halb melancholischen Ausdruck gegenüber konnte sie nicht von Dauer sein. Dieser Ort war nicht geeignet, Feindschaften zu nähren, eher sie vergessen zu lassen, und so fragte Agathe: „Haben Sie Nachricht von der Fürstin? Wie erträgt sie seinen Tod?“

„Jeden Tag war ich in ihrem Hause,“ antwortete der Graf, froh, von ihr sprechen zu können. „Höflich bin ich auch gegen die Frauen, die mich zurückweisen. Daß sie meinen Besuch nicht annahm, war in der Ordnung, ich erfüllte eine ritterliche Pflicht und erfuhr, was zu wissen mein Herz sich sehnte. Ein Pfeil aus solchen Augen verwundet tief; wenn man so viel durchgemacht, wie ich und trotz seiner Leidenschaft das Glück, nachdem man strebt, mit einem gewissen Scepticismus betrachtet, legt man die Hand auf die Wunde, um sie des Anstands halber zu verbergen, aber sie blutet still

darunter fort. Also ich erfuhr, daß die Fürstin keinen neuen Anfall des Irrens gehabt und die Aerzte an ihre Besserung glaubten. Die Aerzte — Gott segne sie! Die Natur foppt sie und sie foppen uns. Im innersten Gemach ihres Hauses sitzt sie einsam, Niemand erhält außer den Dienern und den Quacksalbern Zutritt zu ihr, sie vergrämt sich in sich selbst.“

„Arme Seele!“ sagte Reinhold mitleidig.

„Etwas Außerordentliches müßte geschehen,“ fuhr Dagobert fort, „sie diesem Zustande zu entreißen. Hin und her hab' ich gesonnen, aber mein Kopf ist nicht erfindungsreich, wie der des Odysseus. Ob das Schicksal für mich eingetreten? Heute, als ich pünktlich wie immer, wenn meine Uhr Mittag verkündet, bei ihrem Haushofmeister vorsprach, hörte ich: zum Erstaunen ihrer Dienerschaft habe sie sich nach dem Palaste begeben, an der Leiche des Papstes zu beten. Ich ihr nach, aber im Gedränge der Anwesenden war es mir unmöglich, ihre Spur aufzufinden. So werde ich Rom verlassen müssen, ohne ihr Lebewohl gesagt zu haben.“

„Das sollen Sie nicht,“ fiel Agathe ein. „Wir Beide sahen uns nicht gern, so lange wir neben einander lebten, aber wir denken vielleicht freundlicher von uns, wenn die Berge zwischen uns liegen. Diese Locke,“ und sie zog von einem blauen Seidenband umschlungen

eine Locke hervor — „Haben Sie Muth genug, sie ihr zu bringen, Graf Waldburg?“

„Muth genug und ein Pfand obendrein,“ sagte er, von dem Einfall hingerissen. „Ich trage auf der Brust eine blaßrothe Schleife, hier sie ist — bei Selenen's Silberblicken, sie ist verblaßt und fadenscheinig, allein, meine Theueren, ich erhielt sie von meiner ersten Geliebten. In Glück und Unglück blieb sie auf meinem Herzen, keine neue Liebe verdrängte dies Angedenken. Wenn ich sie der Fürstin opfere, thue ich mehr, als noch je ein Mann für seine letzte Liebe gethan hat.“

„Und Du, Reinhold,“ fragte mit bittender Stimme Agathe den Geliebten, „hast Du kein Zeichen der Erinnerung für sie?“

„Doch!“ Der sonst so sichere und unerschütterliche Mann wandte das Antlitz von ihr weg und starrte, seine Bewegung mühsam niederkämpfend, in das Becken des Springbrunnens.

Ist unser Leid und unsere Freude nichts andres als der Wassertropfen, der zerstäubt?

Dagobert und Agathe ehrten sein Schweigen. Er aber ging zu einem Myrthengebüsch, das an einem der künstlichen Felsen empor schoß und brach einen Zweig von ihm ab. „Hier!“ Er legte ihn zu den andern Pfändern in Dagobert's Hand.

„Einem, der geht, ist Alles erlaubt,“ meinte der.

„Ich versuche noch in der Nacht mein Heil; Kranke ihrer Art pflegen nicht zu schlafen.“

So sehr waren sie in der Gewalt des Einfalls, der phantastischen Laune, daß sich von keiner Seite ein Einwand erhob. Der Palast Odescalchi ist zudem nicht weit von der Fontana Trevi entfernt, in wenigen Minuten konnte Dagobert an seinem Portale Einlaß begehren. Die Liebenden wollten am Brunnen den Ausgang des Abenteurers erwarten. „Sagen Sie ihr,“ rief ihm Agathe nach, „wir, die wir scheiden, grüßen dich für und für.“

Erst als es zu spät war, ihn zurückzurufen, fiel es ihnen schwer auf's Herz; statt der ernstesten Bedeutung, die sie dem Ganzen gegeben, konnte Faustina nur ein leichtsinniges Spiel und einen grausamen Scherz darin erblicken, mit bangendem Gefühl harrten sie der Rückkehr des Grafen.

Doch die Neue sollte ihnen erspart bleiben . . .

Bei dem Klopfen Dagobert's, auf seine Behauptung, er habe der Fürstin eine hochwichtige Nachricht zu bringen, ließ ihn der Pförtner ein. Nicht im Schlaf, in geschäftigster Bewegung traf er die Dienerschaft. Es wurde gepackt, Kisten die Stiegen hinuntergetragen, im Hofe die Pferde vor die Karossen gespannt. Dies Bild des Aufbruchs überraschte ihn. Ungehindert, von

Keinem aufgehalten gelangte er in den Vorsaal. „Sist die Fürstin noch zu sprechen?“ „Dort steht sie in der Halle; sie giebt dem Kastellan des Hauses die letzten Befehle.“ „Will sie fort?“ „In wenigen Minuten.“ „Wohin?“ „Auf ihre Güter an der neapolitanischen Grenze.“ Kaum hatte Dagobert mit einem eilenden Diener das Gespräch beendet, als Faustina in den Saal schritt. Einer Königin glich sie, die besiegt und gebeugt, aus ihrem Reich vertrieben, flieht; über ihre Schönheit war der Schmerz vernichtend wie der Sturmwind über ein Aehrenfeld gefahren. Mitleid und Ehrfurcht zugleich flößte sie Dagobert ein und in einer jener Aufwallungen, die so recht fein wunderliches und im Kerne doch edles Wesen bezeichnen, beugte er das Knie und sagte den Saum ihres Gewandes küssend: „Meine Königin!“ Mit gütigem Ausdruck, wie ihn nur Reinhold einmal an ihr bemerkt, neigte sie sich zu ihm: „Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen.“ „Doch bin ich nicht allein,“ und er hielt ihr die Locke, die Schleife und die Myrthe entgegen. „Wir, die wir scheiden, grüßen Sie für und für.“ Ein unbeschreiblicher Zug von Traurigkeit ließ das Antlitz Faustina's noch rührender erscheinen. Nach einander küßte sie jedes der Angedenken, dann riß sie rasch ihren schwarzen Schleier in drei Stücke: „Das bleibe Ihnen, ihr und

ihm von der unseligen Faustina. Ich gehe in die Einsamkeit, um dort Seinem Gedächtniß zu leben und den Armen, die in ihm ihren besten Freund verloren, nach meinen Kräften Schutz und Schirm zu sein."

Dagobert schaute sie nur immer an, zu erwidern wußte er ihr nichts. Ihre Hoheit und sanfte Resignation erfüllten ihn mit einem Schauer der Bewunderung. Als sie zuletzt ihm sagte: „Hier trennen sich unsere Leiber, aber unsere Seelen werden in der wahren Heimath der Guten, in Gottes Schooß vereint sein,“ bebte er zusammen, erdrückte eine Thräne und stammelte ihr nach: „In Gottes Schooß!"

Draußen, an dem Brunnen, als er den Liebenden, dießmal ohne Unterbrechung, die seltsame Zusammenkunft erzählt und die Pfänder Faustina's gegeben, ward er ruhiger. „Die Nacht ist zu Ende,“ schloß er, „der Morgen graut. Ich fülle meinen Becher: auf dein Wohl, ewige Roma! Wohlverstanden, wie Herr Steinbrecher uns vorhin so beredt auseinander setzte, auf das Rom der Heiden! Sei gesegnet bis in die spätesten Zeiten! Alle, die zu deinen Hügeln wallfahren, mögen aus diesem Wasser Liebe zur Schönheit und zur Freiheit trinken! Im Uebrigen, leb' wohl! Ich hab' in dir einen Papst kämpfen und sterben gesehen, meine Liebe ward in ihr beschlossen. Beim Jupiter, was ist der

Glaube, die Kirche und das Leben? Weiß Einer etwas Besseres, als darüber zu lachen? Als ich die Treppe zur Fürstin hinauffstieg, hatte ich noch kein Ziel meiner Reise. Ich hab's jetzt; Gott Amor segne Euch, meine Freunde! Dem wahren Philosophen aber leuchtet ein anderer Stern, als die Liebe — ich gehe nach Ferney zu Voltaire!"



Ende des fünften und letzten Buches.

Druck von Eduard Weisberg in Berlin.

7



